

MUSIK SEITEN 10–14

Mit dem »Schnellen George« zum Blitzkonzert

Vor genau fünfzig Jahren kamen die Beatles nach München – ein Rückblick.

STADTBILD SEITE 15

Karlstraße 6: Sachlich bleiben statt kopflös gehen

Die Architekturfakultät der Hochschule München soll ihr altes Quartier an der Karlstraße verlassen und ins Irgendwann-Kreativquartier umziehen. Die künftigen Architekten und ihre Dozenten wollen aber nicht.

BILDENDE KUNST SEITEN 17–20

»Manager sind Loser, Hausmeister Gewinner«

Zwischen Kontrolle und Katastrophe – die Skulpturen, Installationen und Animationsfilme der Münchner Förderpreisträgerin Veronika Veit prägen sich unvergesslich ein. Ein Besuch im Atelier.

BÜHNE SEITEN 21–25

Nach Armenien und Amerika

... führen Aufführungen im Marstall und den Kammerspielen. Außerdem: Porträts eines München-Verstehers und eines München-Rückkehrers.



Hochaktuell: T.C. Boyles Roman »América« auf der Bühne der Kammer 1 | © Arno Declair

TANZ SEITEN 26–27

Der Körper erzählt Geschichten vom Leben

Fürstenfeldbruck präsentiert ein internationales Tanzfestival. Das Programm hat Heiner Brummel kuratiert. Ein Gespräch.

LITERATUR SEITEN 28–31

Segeln mit Odysseus

... lässt Peter Nichols seinen Romanhelden. Und Ulrich Chaussy glaubt nicht mehr, dass das Oktoberfest-Attentat je aufgeklärt wird.

IMPRESSUM SEITE 4



THOMAS LASSONCZYK

»Fack Ju Göhte 2«, »Ich bin dann mal weg«, »Der geilste Tag« – so lauten die Titel der deutschen Filme, die zuletzt hierzulande ein Millionenpublikum ins Kino locken konnten. Alle sind Komödien, die sich durch simple Struktur, flache Witze und standardisierte Inszenierung auszeichnen. Ein spaßorientiertes Kino, das durchaus seine Berechtigung hat, schließlich will der alltagsgestresste Mensch vor der Leinwand abschalten, das Denken möglichst komplett einstellen und für eineinhalb Stunden alles vergessen, was ihn so bedrückt. Doch was ist mit jenen, die ein bisschen mehr als das Übliche wollen, die Film als Spiegelbild unserer Gesellschaft sehen, die sich von technischen Innovationen, die das digitale Zeitalter nahezu sekundlich bietet, überraschen lassen wollen? Die auch einmal mitdenken, nachdenken, vielleicht sogar umdenken wollen, weil sie ein Aspekt eines Werks, das sie gerade goutiert haben, besonders inspiriert hat?

Zugegeben, wer derlei Filme sucht, wird in der Regel nicht bei deutschen Regisseuren fündig. Das war vielleicht in den 1960er, 1970er Jahren einmal anders, als Kluge, Wenders, Fassbinder & Co. das Sagen hatten. Obwohl selbst diese These gerade von Dominik Graf und Johannes F. Sievert in ihrem Essay »Verfluchte Liebe deutscher Film« infrage gestellt wird – in dem Sinne, »ob die Oberhausener es nicht ein bisschen übertrieben haben mit dem Anspruchsvollen im deutschen Film«. Dass das kopflastige Kino auch heute noch eine weitverbreitete Krankheit in unserem Lande ist, steht außer Frage. Es gab aber einmal eine Phase, da schickten sich drei junge wilde Berliner Regisseure an, den nationalen Film von Grund auf umzukrempeln. Tom Tykwer, Dani Levy und Wolfgang Becker machten um die Jahrtausendwende Filme, die den halsbrecherischen Drahtseilakt aus hochwertiger Unterhaltung, innovativem Erzählstil und intelligentem Plot virtuos zu meistern wussten. Herausragende Beispiele hierfür sind »Lola rennt«, »Stille Nacht« und »Good Bye, Lenin!«. Inzwischen ist Tykwer längst ein Jongleur internationaler Großproduktionen geworden, die jedoch wie »Ein Hologramm für den König« nicht unbedingt ein großes Publikum finden. Levy macht unbeeinträchtigt eine gefällige Komödie nach der anderen (»Der kleine Diktator« läuft auf dem Filmfest in der Reihe »Neues Deutsches Kino« und Becker scheitert immer wieder an der Latte, die er sich selbst vor 13 Jahren mit »Good Bye, Lenin!« so unfassbar hoch gelegt hat.

Einer, der die Fahnen des Berliner Triumvirats auch heute noch würdig vertritt, ist Sebastian Schipper. Der Falckenberg-Schüler begann als Darsteller in »Winterschläfer« und »Lola rennt«, 1995 produzierten Tykwer, Levy und Becker mit ihrer neu gegründeten Firma X Filme seine erste Regiearbeit »Absolute Giganten«. Letztes Jahr gelang dann Schipper als Produzent, Autor und Regisseur mit »Victoria« der ganz große Wurf. Sein quasi in Echtzeit gedrehtes Filmexperiment, das Krimi, Drama und Lovestory zugleich ist, reüssierte bei Kritik wie Publikum und war der Matchwinner der Berlinale und beim Deutschen Filmpreis. Einen Regisseur oder eine Regisseurin von internationalem Format sucht man in der durchaus üppig bestückten deutschen Kinolandschaft indes vergebens. Wenn man Namen mit Perspektive nennen soll, dann vielleicht Dietrich Brüggemann, für sein Drehbuch zu »Kreuzweg« auf der Berlinale ausgezeichnet, er provozierte zuletzt mit der Neonazi-Satire »Heil!«; Lars Kraume, dessen »Der Staat gegen Fritz Bauer« sich mit der Aufklärung von NS-Verbrechen beschäftigt und für den Deutschen Filmpreis 2016 nominiert wurde; oder Özgür Yıldırım, der nach seinem beeindruckenden Regiedebüt »Chiko« mit dem fulminanten Thriller »Boy 7« eine weitere starke Genrearbeit abgeliefert.

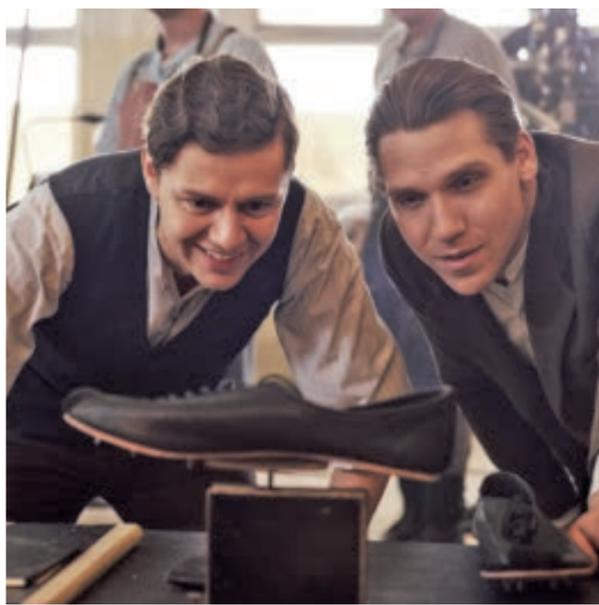
Unbedingt erwähnenswert aber ist eine Frau, die vor wenigen Wochen das Internationale Festival von Cannes aufmischte: Maren Ade. Die Absolventin der Münchner HFF verückte mit ihrer Tragikomödie »Toni Erdmann« – seit sieben Jahren der erste deutsche Film im Wettbewerb – das szenenapplaudierende Festivalpublikum. Sie galt bis zum Schluss als haushohe Favoritin auf die Goldene Palme (die überraschend Altmeister Ken Loach für »I, Daniel Blake« gewann) und wurde schließlich mit dem Kritikerpreis abgespeist. Dennoch darf Ade, die mit ihrem etwas anderen Beziehungs-drama »Alle anderen« (2008) schon einmal durch ihre innovative Herangehensweise an bekannte Themen verblüffte, mit Fug und Recht als eine der wenigen Hoffnungsträgerinnen des aktuellen deutschen Films bezeichnet werden. Davon überzeugen kann sich jeder, der auf unkonventionelles, überraschendes Kino steht, ab dem 14. Juli. Da kommt »Toni Erdmann« in die deutschen Lichtspielhäuser. ||

Nichts als die Wahrheit

Geschichten, größer als das Leben, das war einmal. Heute konzentrieren sich die Filmemacher der Reihen »Neues Deutsches Kino« und »Neues Deutsches Fernsehen« vor allem auf True Stories – und erzielen dabei nicht selten verblüffende Resultate.



Links: Christian Friedel und Hanno Koffler in »Die Dasslers«
Oben: Till Wonka und Lana Cooper in »Beat Beat Heart«
Rechts: Nico Kleemann in »Kästner und der kleine Dienstag«
© Filmfest München (3)



THOMAS LASSONCZYK

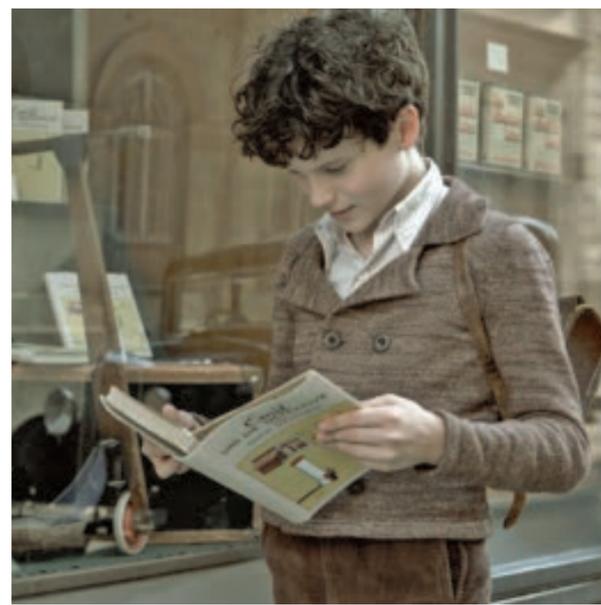
Die besten Geschichten schreibt noch immer das Leben selbst – diese alte Kinoweisheit trifft auf eine Vielzahl der deutschen Werke zu, die in diesem Jahr auf dem Filmfest München zu sehen sind. So erzählt das Regieduo Cyrill Boss und Philipp Stennert (»Neues vom Wixxer«, »Jerry Cotton«) in seinem aufwendigen ARD-Zweiteiler »Die Dasslers – Pioniere, Brüder und Rivalen« vom Aufstieg der beiden konkurrierenden Brüder Adolf und Rudolf Dassler, die als Gründer der Sportartikelkonzerne Adidas

und Puma steinreich und weltberühmt wurden. Erzählt wird dies als große Familiensaga und Success Story, die auch ein Stück deutscher Geschichte Revue passieren lässt. Gute Schauspieler wie Hanno Koffler und Christian Friedel können aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass es dem in zahlreichen Flashbacks aufbereiteten Film zum Teil an Glaubwürdigkeit mangelt, insbesondere was die Masken der Hauptdarsteller betrifft, wenn diese in den 1970er Jahren im fortgeschrittenen Alter zu sehen sind. Dennoch fragt man sich, warum diese spannende Lebensgeschichte nicht schon viel früher adaptiert worden ist – nun sogar zwei Mal kurz hintereinander, neben »Die Dasslers« auch von Oliver Dommenget in »Duell der Brüder – Die Geschichte von Adidas und Puma«, der erst Ende März 2016 auf RTL zu sehen war.

Ebenfalls auf einer wahren Begebenheit beruht »Kästner und der kleine Dienstag«. Darin beleuchtet der Österreicher Wolfgang Murnberger, der durch seine Wolf-Haas-Verfilmungen wie »Silentium« oder »Das ewige Leben« bekannt wurde, die außergewöhnliche Freundschaft zwischen dem Schriftsteller Erich Kästner und einem jungen Verehrer, der in der Folge einer der Kinderdarsteller in »Emil und die Detektive« wird. Murnberger fängt die Epochen der wilden Zwanziger wie der Nazizeit bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs akribisch und detailgenau ein, hat in Publikumsliedling Florian David Fitz den idealen Darsteller für die Titelrolle besetzt und räsoniert bei seiner Reise in die Vergangenheit so nebenbei über Vertrauen, Ehrlichkeit und Loyalität. Und auch einem dritten Film der von Ulrike Frick einmal mehr mit großer Sorgfalt kuratierten Reihe »Neues Deutsches Fernsehen« liegt ein wahrer Fall zugrunde. Hans Steinbichler, zuletzt mit sei-

ner Neuinterpretation von »Das Tagebuch der Anne Frank« in den Kinos, drückt dabei mit seinem fürs ZDF inszenierten Familien-drama »Eine unerhörte Frau« ordentlich auf die Tränenrüse. Rosalie Thomass spielt eben diese Frau, die kein Gehör findet, eine bayerische Bäuerin, die wie eine Löwin um das Leben ihrer sterbenskranken Tochter kämpft, bis sie tatsächlich im fernen New York einen Arzt ausfindig macht, der ihre Situation richtig einschätzen und den Tumor im Kopf des Mädchens entfernen kann. Emotional mitreißend ist dieses Porträt eines willensstarken Menschen, in dem neben Thomass Gisela Schneeberger als bitterböse Schwiegermutter brilliert.

Was für die TV-Schiene gilt, trifft auch für die Reihe »Neues Deutsches Kino« zu. Hier ist es die Rumänin und HFF-Absolventin Anca Miruna Lazarescu, die in »Die Reise mit Vater« das Leben ihrer eigenen Familie Revue passieren lässt. Dafür begibt sie sich in den rumänischen Ort Arad des Jahres 1968. Inmitten der durch den Prager Frühling ausgelösten politischen Unruhen beschließen zwei Donauschwaben, ein ungleiches Brüderpaar, gemeinsam mit ihrem kranken Vater in die DDR einzureisen. Dabei landen sie aber über Umwege in der BRD. Sprachprobleme, finanzielle Schwierigkeiten, die notdürftige Unterbringung in einer Schulturnhalle – das alles erinnert frappierend an unsere



aktuelle Flüchtlingssituation und macht Lazarescus Werk zu einem Dokument, das kaum zeitgemäßer sein könnte. Unter die Haut geht ein schreckliches Ereignis, das sich Mitte der 1980er Jahre im US-amerikanischen Bundesstaat Virginia zugetragen hat. Die Studentin Elizabeth Haysom soll angeblich ihre Eltern auf bestialische Weise ermordet haben. Um sie zu schützen, nimmt ihr Freund Jens Söring, 18-jähriger Sohn eines deutschen Diplomaten, die Tat auf sich und landet hinter Gittern, wo er bis heute sitzt. Marcus Vetter und Karin Steinberger skizzieren in »Das Versprechen« mit zahlreichen Fotografien, verschlissener Archivvideomaterial, vielen neuen O-Tönen von Anwälten und Polizisten sowie einem zentralen Interview, das sie 2014 mit Söring im Gefängnis geführt haben, einen kaum für möglich gehaltenen Kriminalfall, bei dem sich die Täter von Shakespeares blutrünstigem »Macbeth« inspirieren ließen.

Sehenswert ist auch ein anderer Dokumentarfilm, »Violently Happy« von Paola Calvo. Sie entführt den Zuschauer in die bizarre Welt der SM-Praktiken, zeigt nackte Leiber, die sich – mit heißem Wachs beträufelt – schmerzerfüllt und zugleich lustvoll erregt am Boden wälzen. Unter dem Motto »Man muss immer Zeit für die schönen Dinge im Leben haben« sorgt Calvo so gewissermaßen für eine Enttabuisierung einer Form von Sex, die zwar – wie das Leben – nicht ohne Risiko ist, aber bei den Beteiligten Momente voller Ekstase auslösen kann. Das alles ist höchst ästhetisch fotografiert, besitzt weder spekulative noch voyeuristische Ansätze, und Calvo überlässt es dem Betrachter, sich sein eigenes Urteil zum Thema zu bilden. Auf Sadomaso steht auch die verrückte Mitbewohnerin von Kerstin in »Beat Beat Heart«. Doch in erster Linie geht es in Luise Brinkmanns Liebesdrama um eine enge Mutter-Tochter-Beziehung (Saskia Vester und Lana Cooper aus »Love Steaks«), um die Suche nach dem Traumprinzen, Todessehnsucht und darüber, dass »Sehnsucht unfrei macht«. Weniger poetisch-philosophisch geht es da schon bei Klaus Lemke zu (Interview, Seite 3, Anm. d. Redaktion). Der eigensinnige Filmemacher, der uns einst Kultfilme wie »Arabische Nächte« oder »Ein komischer Heiliger« schenkte, ist mit »Unterwäschelügen« in sein geliebtes Schwabing zurückgekehrt und begleitet einen dreisten Dieb und Schnorrer bei seinen Beutezügen auf der Leopoldstraße. Das ist lässig, schräg, anders, guerillamäßig fotografiert und enthält die wunderbare These: »Eine Frau ist die einzige Beute, die ihrem Jäger auflauert.« ||

Termine und Spielzeiten:
www.filmfest-muenchen.de

Anzeige

Tag der Münchner Buchhandlungen Samstag, 11. Juni

Freuen Sie sich auf einen ganzen Tag mit Lesungen, Musik und Spielen, überall in der Stadt.

bookuck!
Münchens beste Seiten.
In Ihrer Buchhandlung.

Alle Veranstaltungen finden Sie unter bookuck.com

09. Juni 2016, 20 Uhr
Julian Prégardien & Eric Le Sage: Dichterliebe

22. Juni 2016, 20 Uhr
Accademia di Monaco: Mozart-Arien

08. Juli 2016, 20 Uhr
Shakespeare: Die Rosenkriege
(Landestheater Schwaben)

20 Jahre
BÜRGERHAUS PULLACH
Hellmannstr. 2, 82049 Pullach I. Isartal
Tel. 089 744 752-0
www.buergerhaus-pullach.de

Gier nach fieser Authentizität

Pünktlich zum Filmfest München hat Klaus Lemke seinen neuen Film »Unterwäschelügen« im Gepäck. Während des Festivals dreht er bereits seinen nächsten. Wir sprachen mit dem Münchner Kultregisseur über mörderische Mädchen, privates Katastrophen-Management und warum es in Zukunft überlebensnotwendig sein wird, das Silicon Valley zu plündern.



Filme wie »Rocker«, »Sylvie« oder »Amore« machten ihn bekannt: Klaus Lemke stellt auf dem Filmfest München »Unterwäschelügen« vor | © KLF

Klaus, du warst doch in Spanien, hast du mir geschrieben. Von Farbe sieht man bei dir aber nichts.

Ja, eigentlich wollte ich dort eine Surferwerbung drehen. Für 700 Euro Gage am Tag. Bei zehn Drehtagen hätte ich 7000 bekommen. Es hat aber die ganze Zeit geregnet, und wir konnten nicht loslegen. Geld gibt's aber immer nur, wenn auch gedreht wird. Die Tacken brauche ich aber, um meinen neuen Film anzufangen. Keine Tacken, kein Film. So einfach ist das. In der Stimmung triffst du mich gerade.

Einen fertigen Film hast du uns aber schon mal mitgebracht. Auf dem Filmfest München wird er zu sehen sein.

Ja, »Unterwäschelügen«. Darin ein Callgirl, das es partout nicht hinkriegt, ihren Kunden Geld für ihre Dienste abzunehmen.

Sie macht es umsonst?

Ja, weil sie sexsüchtig ist. Es gibt auch noch eine Malerin, die ihren einzigen Förderer in den Krater des Vesuvs stürzt. Weil der sich unglücklicherweise in sie verliebt hat. Und noch ein Opfer der Girls: ein Herzensbrecher, der unter einer vermeintlich falschen Geschlechtszuweisung leidet.

Richtig gut geht es in »Unterwäschelügen« also keinem.

Alle drei haben nichts. Sie können sich aber dennoch keine Welt vorstellen, in der sie nicht die Größten sind. Und: Das Leben wird ihnen immer weiter aus der Hand fressen, wenn sie nur immer so weitermachen.

Deine Figuren zeichnen sich durch einen hohen Grad an Widerstandsfähigkeit aus. Immer weiter, obwohl es für Hoffnung eigentlich keinen Grund gibt?

Ja, von einer Katastrophe in die nächste größere. Bis sie dann selbst zum Futter werden.

Deine letzten Filme hast du in Berlin gemacht. Wie ist es, wieder in München zu drehen? Hat sich was getan?

Noch nie hat eine Stadt aus irgendwem einen besseren Menschen gemacht. Berlin ist ein übersubventioniertes Monster, das nicht aufhört, immer wieder neu anzufangen. Ein Tsunami, den man nicht fragen kann, was er als Nächstes vorhat. München ist ein goldener Sattel auf einer Schindmähre, hat Gustaf Adolf gesagt. Ich sage: München ist eine Ganztagslüge, aber eine, die sich lohnt.

Oh je, so ein Lügengespinnt kann auf Dauer aber auch verdammt langweilig sein. Kommt man so durchs Leben?

Lügen ist ein Sprachspiel, das man lernen muss – wie jedes andere auch.

Die Mädchen in deinen Filmen haben das begriffen.

Münchner Mädchen trauen sich öfter, den Gedanken in die Tat umzusetzen, dass es vielleicht nicht immer Liebe sein muss. Und allein dieser Gedanke zaubert dieses schiefe Lächeln aufs Gesicht, das man so schnell verliert – und auf das es zum Schluss im Leben ganz allein ankommt.

Du widmest dich in »Unterwäschelügen« auch einmal mehr der jungen Generation.

Den unter 30-Jährigen. Eine elendige Bande eingeschüchterter Stubenhocker – brav, banal, begütigend, frigide, käuflich und selber schuld. Girardianer.

Girard ... was?

Das schaust du jetzt mal schön nach, auf deinem Smartphone.

Puh, so wie du das schilderst, kommt die junge Generation ja nicht gut weg in deinen Filmen.

Ihr seid schon längst eingetütet und kolonisiert von ein paar US-Junkies und faulen Seelenfängern.

Und was ist die Lösung?

Die einzige Antwort auf die geballte Irrationalität des Lebens ist, das aufgeplusterte Silicon Valley zu plündern. Wie die Päpste die Kirche. Enjoy and Destroy. Alles andere ist Kapitulation vor ein paar zufälligen Megareichen.

Neben deinem Film »Unterwäschelügen«, der auf dem Filmfest München zu sehen sein wird, hast du bereits vor, einen neuen zu drehen. Und zwar während des Festivals. On Location. Hab ich das richtig verstanden?

Yes, »A Story From Hell« – eine haischwarze Komödie im Süden der Nacht des deutschen Films. Das kommende Filmfest im Vollrausch des Sommers, der Drogen und des Größenwahns. Wir werden die Zuschauer einmal wieder süchtig machen, auf ein paar versaute Tage in der Stadt.

Um was geht's genau?

Ich will wie immer nichts von der Story wissen, bis es so weit ist und sie sich von selbst ergibt. Sie entsteht beim Dreh, von Tag zu Tag. So wie auch die Darsteller nicht wissen dürfen, wie der Satz ausgeht, den sie gerade angefangen haben. Ich habe über meine Figuren ebenso wenig Macht, wie der Zuschauer über das, was die Figuren in seinem Kopf anstellen. Mir geht es allein um diese Gier nach fieser Authentizität – um den Zauber der Überraschung.

Und wer spielt mit?

In »A Story From Hell« spiele diesmal ich! Einen großwahnnsinnigen Regisseur, der versucht, dem Leben eine Falle zu stellen, und dann hofft, dass das Leben naiv genug ist, um in sie hineinzutappen. Aber in die Falle tappt er natürlich selbst.

Vor zwei Jahren haben wir über dein Verhältnis zum deutschen Film gesprochen. Ich fühle mal zart vor: Hat sich deiner Meinung nach etwas getan?

Drei von zwei deutschen Filmen sind pure Selbstbestrafung für das Einverständnis der Macher mit einem System staatlicher Förderung, das ein Fußtritt in jede Kreativität ist. Deshalb klingt der ganze Euro-Müll immer so, als würde die Hausordnung einer Justizvollzugsanstalt verlesen.

Alles Mist also?

Kaum ein Film fühlt sich wohl in der deutschen Sprache. Alle versuchen immer alles richtig zu machen. Dabei kann man sich beim Film ganz allein nur auf seine Fehler verlassen. Und deswegen mag ich »Wild« und »Kaptn Oskar« und die Filme von Dominik Graf und Christian Petzold. Und ich mag Christoph Gröner, der solchen Filmen beim Filmfest eine Plattform bietet. Ein Splitter vom Paradies für den deutschen Film.

Was machen Regisseure wie Graf und Petzold anders?

Die versuchen dem subjektiven Erleben ihrer Figuren möglichst nahezukommen und sind keine künstlerischen Hochfrisuren.

Und was machst du, wenn die siebentausend Euro für deinen neuen Film nicht zusammenkommen?

Macht nix. Beim Film wird es am Ende immer mehr aufs Maul geben als Küsse im Dunkeln. ||

INTERVIEW: CHRIS SCHINKE

Termine und Spielzeiten:
www.filmfest-muenchen.de

Anzeige

julia mangold

10.06. – 30.07.2016

walter storms galerie
schellingstraße 48, münchen
www.storms-galerie.de

Geschichten auf Augenhöhe

ISEULT GRANDJEAN

Es heißt ja, Freunde sind die Familie, die man sich aussucht, aber was dieses Sprichwort verschweigt, ist: Es kann auch verdammt schwer sein, sich diese Freunde auszusuchen. Die richtigen zu wählen. Die Menschen, mit denen man alles, sogar die neue Lederjacke, teilen will, zu finden. Oder sich von ihnen suchen zu lassen.

Von diesen Kämpfen, von Niederlagen und glücklichen Gewinnern, erzählt das Kinderfilmfest: In der deutschen Produktion »Auf Augenhöhe« sucht Michi Armbruster, dessen Freunde im Heim seine einzige Familie sind, seinen Vater – und entdeckt in den Freunden plötzlich seine Feinde. Denn Michi Vater ist kleiner als der Elfjährige selbst. Und was für Erwachsene einfach unter dem Begriff Mikrosomie abgespeichert wird, kann in einer Zeit, in der man nie über den Rand der Norm hinausmalen will, zu einem ausgewachsenen Problem werden.

Mit solchen Wortspielen arbeitet auch der Film, der sich der Thematik einfühlsam, aber ohne falsche Samthandschuhe nähert. Und dafür mit umso mehr pointierter Inszenierung und immer einem gesunden Schuss Selbstironie: Da setzt sich Michi kleinwüchsiger Vater schon mal in eine Bar und stellt sich seinem neuen Trinkfreund als »Thomas, aber nenn mich ruhig Tom« vor – »ist kürzer«. Und bestellt dann seelenruhig noch einen Kurzen.

Klein ist das Monster Abulele im gleichnamigen Film (Israel 2015) nicht gerade – aber dass es am liebsten klebrig-süße Himbeerlimonade trinkt, macht den zotteligen Riesen zu einem idealen Gefährten für den zehnjährigen Adam. Wahrscheinlich jede israelische Kindheit wurde einmal von den Abulele-Monstern geprägt: Eine alte Legende warnt Kinder vor den unheimlichen Tieren mit dem knotigen Fell, sichtbar nur für die, die auf der Suche nach einem Freund sind.

Freunde sucht auch Khalid in »Die Lektion« (Aserbaidschan 2015): Im Fußball versagt er regelmäßig, wehrt sich mit Händen, und auch sonst hält er meistens seinen Kopf schützend fest, als wollte er die ganze Grausamkeit der Welt von sich abprallen lassen. Von seinen Mitschülern wird er Hippo genannt, und jeder, der eine Kindheit hinter sich hat, weiß, dass dieser Spitzname kein nett gemeinter sein kann. Anfangs sind Khalids einzige Freunde Bücher und sein Großvater – am Ende findet er jedoch seinen Platz in der Klasse. Wer erfahren will, wie es dazu kommt und was das alles mit Mathetests und einem Mädchen zu tun hat, dem sei dieses melancholisch-schöne Kleinod ans Herz gelegt.

Denn besonders die Mädchen zeigen in diesem Jahr großen Mut: Blanka (»Blanka«) lebt auf den dreckigen Straßen der Großstadt Manila und träumt davon, genug Geld zu sammeln, um sich eine Mutter zu »kaufen«. Als sie einen blinden Straßenmusiker kennenlernt, erfährt sie jedoch, dass es Dinge im Leben gibt, die

In der Reihe Kinderfilm findet man unter den Highlights dieses Jahr haarige Monster, mutige Mädchen und überraschende Helden. Nur eines spielt keine Rolle: Größe.



Oben: Flora Li Thiemann in »Nellys Abenteuer«
Links: Florian Burgkart und Volker Zack in »König Laurin«
© Filmfest München (2)



man nicht kaufen kann. Und Fanny (»Fannys Reise«) flieht mit ihren Freunden vor den Nazis, von einem französischen Waisenhaus über die Berge bis in die Schweiz – ganz allein. Ein bewegender Film mit hochkarätiger Besetzung: Cécile de France, die man aktuell im Kino in »La belle saison« bewundern kann und aus Klassikern wie dem kultigen Erasmus-Streifen »Lauberger espagnole« kennt, spielt in »Fannys Reise« die Heimleiterin.

»Es heißt ja, seine Familie kann man sich nicht aussuchen«, sagt Michi Armbruster am Ende von »Auf Augenhöhe«, »aber ich hatte Glück.« Am Ende kann er sich nämlich entscheiden, wer sein Vater ist und wer sein Freund. Luis Vorbach und der Münchner Nachwuchsstar Ella Frey, die auch in »Das Tagebuch der Anne Frank« mitspielte, werden dabei großartig unterstützt vom 124 Zentimeter großen kanadischen Darsteller Jordan Prentice, der die Rolle des kleinwüchsigen Tom interpretiert.

Aber die Filme auf dem diesjährigen Kinderfilmfest leben nicht nur von großen Namen, sondern vor allem vom Mut ihrer kleinen Helden: Es sind Geschichten auf Augenhöhe; Geschichten über Kinder, die nicht nur herumtoben, sondern skrupellose Geschäftsmänner überführen (»Nellys Abenteuer«), Freunden helfen, Grenzen niederreißen, Vorurteile bezwingen. Und damit zeigt das Kinderfilmfest München dieses Jahr vor allem eines: wahre Größe. ||

Termine und Spielzeiten: www.filmfest-muenchen.de

Anzeige

Kulturpartner

TAGE DER DUNKELHEIT
AUS DER INDISCHEN MAHABHARATA
REGIE: SANKAR VENKATESWARAN
AB 19 JUNI 2016
KARTEN 089.5 23 46 55

volks theater

www.muenchner-volks-theater.de

Vormerken!

24. Juni, ab 10 Uhr

FILMTONART – TAG DER FILMMUSIK

BR, Funkhaus | Rundfunkplatz 1 | Anmeldung: www.br.de
Komponisten, Filmemacher, Autoren, Regisseure, Journalisten, Schauspieler, Produzenten und Musikverleger treffen sich rund um die Filmmusik zu Workshops, Panels und Podiumsdiskussionen, die auch Zuschauern offenstehen.

25. Juni, 10–17 Uhr

NEBEN FILMEN STEHT AUF DEM PROGRAMM DES KINDERFILMFESTS AUCH EIN UNGEWÖHNLICHER WORKSHOP FÜR JUGENDLICHE VON 10 BIS 14 JAHREN: **Gasteig** | Regisseur Andreas Dresen zeigt am Beispiel des Jugendromans »Timm Thaler«, wie aus einem Buch ein Drehbuch und daraus ein Film wird. Wer mitmachen will, muss das Buch kennen und zwei Fragen beantworten: Was ist deine Lieblingsszene im Buch? Welcher Film ist dein Lieblingsfilm und warum? Anmeldungen **bis 17. Juni** über kinder@filmfest-muenchen.de. Weitere Infos: www.filmfest-muenchen.de/programm/kinderfilmfest

IMPRESSUM

Herausgeber Münchner Feuilleton UG (haftungsbeschränkt)
Breisacher Straße 4 | 81667 München | Tel.: 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de | www.muenchner-feuilleton.de

Im Gedenken an Helmut Lesch und Klaus v. Welsler.

Projektleitung | V.i.S.d.P. Christiane Pfau
Geschäftsführung Ulrich Rogun, Christiane Pfau
Vertrieb Ulrich Rogun

Druckabwicklung Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG, | www.ulenspiegeldruck.de
Gestaltung | **Layout** | **Illustrationen** Sylvie Bohnet, Susanne Gumprich, Monika Huber, Jürgen Katzenberger, Uta Pihan, Anja Wesner

Redaktion Thomas Betz, Gisela Fichtl, Gabriella Lorenz, Chris Schinke, Maximilian Theiss, Christiane Wechselberger
Autoren dieser Ausgabe Christina Bauer (cb), Thomas Betz (tb), Philipp Bovermann (pbo), Gisela Fichtl (gf), Cornelia Fiedler (cf), Benedikt Frank (bf), Stefan Frey (sf), Iseult Grandjean (isg), Petra Hallmayer (ph), Sven Hanuschek (shan), Günter Keil (gk), Krishna Kops (kk), Thomas Lassonczyk (tl), Sabine Leucht (sl), Gabriella Lorenz (lo), Hannes S. Macher (hsm), Antonia Mahler (am), Ana Maria

Michel (amm), Angelika Otto (ao), Christiane Pfau (cp), Chris Schinke (cs), Klaus von Seckendorff (kvs), Christa Sigg (cis), Maximilian Theiss (mt), Erika Wäcker-Babnik (ew), Dirk Wagner (diw), Christiane Wechselberger (cw), Julia Weigl (juw)

Mit Autorennamen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors wieder und müssen nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und der Herausgeber widerspiegeln.

Auflage 25.000

Das Münchner Feuilleton im Abonnement (jährlich 11 Ausgaben, Doppelnummer August/September)
Wählen Sie Ihr persönliches Abo: **Förder-Abo** 50 Euro | **Basis-Abo** 25 Euro
Abo-Bestellung: Tel. 089 48920971
info@muenchner-feuilleton.de oder direkt über www.muenchner-feuilleton.de

Individuelle Unterstützung: Sie können das Münchner Feuilleton auch durch Überweisung eines individuellen Betrags auf unser Konto (Stichwort »individuelle Zahlung«) unterstützen. Herzlichen Dank!

Bankverbindung Münchner Feuilleton UG
IBAN: DE47 7019 0000 0001 2784 44 | BIC: GENODEF1M01

Kundschafter der Kino-Seele

Das Filmfest München widmet in diesem Jahr dem Autorenfilmer Christian Petzold eine umfassende Retrospektive. Neben Kinoarbeiten wie »Yella«, »Barbara« oder »Phoenix« stellt der Regisseur dort auch seinen neuen »Polizeiruf 110: Wölfe« vor – und der ist alles andere als ein konventioneller Fernsehkrimi.



Links oben: Julia Hummer und Richy Müller in »Die innere Sicherheit«
 Rechts oben: Nina Hoss in »Jerichow«, im Hintergrund: Benno Fürmann (links) und Hilmi Sözer
 Unten: Christian Petzold (links) und Ronald Zehrfeld
 © Filmfest München (3)

THOMAS LASSONCZYK

Mit Christian Petzold ehrt das Filmfest München in seiner Retrospektive einen der wenigen deutschen Regisseure von internationaler Relevanz. Bereits sein erster abendfüllender Kinofilm, das Thriller-Drama »Die innere Sicherheit« (2000) um ein Terroristenpaar auf der Flucht, schaffte es auf Anhieb ins offizielle Programm der Internationalen Filmfestspiele von Venedig, allerdings nur in eine Nebenreihe. Doch Petzold »war damals schon froh, überhaupt auf der Biennale zu laufen. Wir hatten 1997 Geld aus den staatlichen Fördertöpfen bekommen und konnten schon nach Portugal fahren und mit dem Casting beginnen. Allerdings brauchten wir noch TV-Gelder. Aber keine Fernsehstation wollte den Stoff haben. Dann ist der Hessische Rundfunk mit einer kleinen Summe eingesprungen, sodass wir weitermachen konnten. Insgesamt hat diese Finanzierungstragödie drei Jahre gedauert. Wir haben schließlich im Sommer 2000 gedreht und sind drei Wochen nach dem letzten Drehtag zum Festival gefahren.« Derlei Komplikationen sind in Petzolds aktuellem Berufsalltag gottlob nicht mehr zu befürchten. Er ist längst ein etablierter Regisseur, ein klassischer Autorenfilmer, der stets seine eigenen Drehbücher umsetzt. Von der Filmkritik wie von einem Publikum, das gefordert werden will, wird er für seinen eigenwilligen, minimalistischen Erzählstil geschätzt. Dabei sind die Vorlieben für das französische Kino eines Claude Chabrol oder das US-amerikanische Independentkino immer erst auf den zweiten Blick erkennbar. Denn Petzold macht sein eigenes Ding, feilt stets an der persönlichen Handschrift und, zusammen mit seinem langjährigen Kameramann Hans Fromm, an der individuellen Bildsprache, die sich oft durch eine besondere formale Sachlichkeit auszeichnet. Das ist auch den Filmfestjurs und anderen Gremien nicht verborgen geblieben. Sie ehren Petzold in schöner Regelmäßigkeit. Und bleibt für ihn einmal kein Grimme-Preis, kein Silberner Bär oder kein Deutscher Film- und Fernsehpreis übrig, dann springen eben seine Darsteller in die Bresche, allen voran Nina Hoss, die wie keine andere das Werk des Absolventen der Deutschen Film- und Fernsehakademie Berlin geprägt hat und immer noch prägt. Insgesamt sechs Mal haben die beiden zusammengearbeitet, erstmals 2001 bei dem TV-Film »Toter Mann«, für den Hoss den Grimme-Preis bekam, und weiter bei »Wolfsburg« (2003, der zweite Grimme-Preis), »Yella« (2007, Deutscher Filmpreis und Silberner Bär als beste Darstellerin), »Jerichow« (2008), »Barbara« (2012) und »Phoenix« (2014).

Alle diese Arbeiten werden selbstverständlich auf dem Filmfest zu sehen sein. Petzold selbst weilt insgesamt vier Tage in München, stellt im Filmmuseum vier seiner Werke persönlich vor und hält eine sogenannte Masterclass ab, wo er gemeinsam mit Robert Fischer über das Filmemachen spricht. Außerdem wohnt er der Premiere seines neuen »Polizeiruf 110: Wölfe« bei. Es ist nach »Kreise« nun schon der zweite Fernsehkrimi mit Barbara Auer und Matthias Brandt in den Rollen der Kommissare. Aber keine Sorge, Christian Petzold bleibt dem Kino auch weiterhin treu. Am »Polizeiruf« reizen ihn vor allem zwei Dinge: »Ich liebe das B-Movie-Kino der 1940er Jahre, und dieses schnelle, handwerkliche Arbeiten mit kleineren Etats kommt mir bei Fernsehfilmen sehr entgegen. Außerdem hatte ich zusammen mit meinem Freund Harun Farocki schon immer



vor, »Tatorte« oder »Polizeirufe« zu machen. Nur haben wir uns dies wegen der vielen Reglementierungen nicht zugetraut: man hat genau 88 Minuten, muss gewisse Dinge einhalten, und es stehen nur 23 bis 24 Drehtage zur Verfügung. Als wir es dann endlich wagten, ist Harun während der Arbeit am ersten »Polizeiruf« gestorben (der Filmemacher, Medienkünstler und Autor verstarb am 30. Juli 2014 im Alter von 70 Jahren, Anm. d. Red.). Und dann musste ich das Projekt, das wir beide begonnen hatten, zu Ende führen. Für mich war das auch eine Form von Trauerarbeit.« Tatsächlich ist »Wölfe« alles andere als ein konventioneller Krimi, vielmehr das eindringliche Psychogramm einer Alkoholikerin, hervorragend verkörpert von Barbara Auer, die bereits seit »Die innere Sicherheit« zu Petzolds bevorzugten Darstellerinnen zählt. Und obwohl es auch in diesem »Polizeiruf« einen gruseligen Werwolf-Mord aufzuklären gilt, interessiert sich der Regisseur viel mehr für das Innenleben seiner Protagonisten und breitet nach und nach eine komplizierte Liebesgeschichte zwischen Auer und Brandt vor dem Zuschauer aus. So kompliziert, dass es auch noch einen dritten Teil geben wird, der möglicherweise zur Klärung des Verhältnisses zwischen den beiden Kommissaren beitragen könnte – der Arbeitstitel steht bereits fest: »Rimini«.

Mit 55 Jahren befindet sich Christian Petzold gerade im besten Mannesalter. Und so langsam beginnt man, ihn für sein Lebenswerk zu ehren. Erst vor wenigen Wochen widmete ihm das Wiener Filmmuseum eine ausführliche Werkschau. Ein Ereignis, vor dem sich der ehemalige Filmkritiker bisher immer gefürchtet hatte: »Das eigene Werk in einer Retrospektive zu sehen, heißt ja auch: ein Lebenskapitel ist abgeschlossen. All das ist jetzt nicht mehr ein Versprechen auf die Zukunft, sondern ein Blick in die Vergangenheit. Und davor hatte ich in Wien ein bisschen Angst. Aber so schlimm war es dann gar nicht. Es hat sogar sehr viel Spaß gemacht, Teile der Filme noch einmal zu sehen.« Das will etwas heißen. Denn im Normalfall sieht Petzold seine Filme nur ein einziges Mal an, und zwar gemeinsam mit den Schauspielern vor der Premiere. Es sei denn, es sind schon mehr als zehn Jahre vergangen, wie bei »Die innere Sicherheit«: »Der Film ist so alt, da kann ich mich ja nicht einmal mehr dafür schämen, was ich falsch gemacht habe«, lacht er. »Und irgendwie kam er mir auch fremd vor. Ich konnte mich zwar noch an jede Einstellung erinnern. Aber ich fühlte diese kleinen Fehler, die man aus Gedankenlosigkeit, Müdigkeit oder Erschöpfung macht, nicht mehr.« Den Besucher des Filmfests München dürfte das nicht weiter stören. Er wird diese »kleinen

Fehler« entweder gar nicht merken oder geflissentlich übergehen und sich stattdessen an dem sympathischen, selbstkritischen und doch so erfrischend positiv denkenden Filmemacher aus Berlin erfreuen, der das nunmehr 34. Festival unserer Landeshauptstadt in jeder Hinsicht bereichern wird. ||

Termine und Spielzeiten: www.filmfest-muenchen.de

Anzeige

RESI ABO

RESIDENZ
THEATER

JETZT!

www.residenztheater.de/abo-service

Komplizierte Liebe, Nerds beim Porno und Vampire beim Zahnarzt

Wir haben einen Blick in die Reihen des Filmfest München geworfen und ein paar Highlights gefunden.

CHRIS SCHINKE

THE LAST LAUGH

Was darf Humor und was darf er nicht? Dieser Frage gehen in Ferne Pearlsteins »The Last Laugh« Holocaustüberlebende und eine Reihe namhafter Comedians nach. Sarah Silverman, Etkar Keret, »Seinfeld«-Autor Larry Clark und Comedy-Haudegen Mel Brooks gehören dabei zum Ensemble dieser unaufgeregten Doku. Hier wird aber weniger der unfassbar langweiligen und nicht erst seit Jan Böhmermann todiskutierten Frage nachgegangen, ob Satire wirklich alles darf. »The Last Laugh« bringt den Witz als Überlebensstrategie in Stellung. Dem jüdischen Humor ist diese Taktik seit jeher eingeschrieben. Von dieser Strategie handelt auch »The Last Laugh«, wenn er zeigt, dass selbst in Konzentrationslagern Cabaret stattfand. An der Stelle rührt Ferne Pearlsteins Film an den existenziellen Punkt: Bewältigt man die Katastrophe in Form der Tragödie oder doch besser der Komödie? Erinnert man sich der Schatten oder lebt man in ihnen? Zu einer Weltsicht gezwungen werden kann dabei niemand, das ist eine der wenigen schlussgültigen Antworten, die »The Last Laugh« findet – eine Stärke. Antworten auf Fragen, die das Elend aufwirft, kann am Ende auch kein Witz liefern. Der Witz kann aber so gut sein, dass er dich zum Weinen bringt. Und das sind die Punchlines, die am Ende zählen.

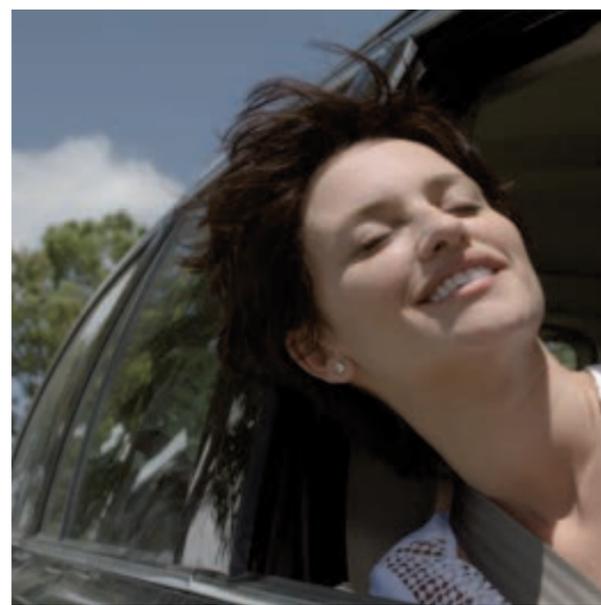


JULIA WEIGL

MA MA

Diese Frau hat es echt nicht leicht: Sie hat Brustkrebs, hat scheinbar keinerlei Familie und Freunde, die ihr in dieser schweren Zeit beistehen. Denn ihr Akademikergatte verbringt den Sommer lieber mit einer jungen Studentin am Meer und ihrem Sohn möchte sie den Anblick ersparen. Und obendrein hat sie wegen der Krise auch noch ihren Job verloren. Also bleibt Magda, gespielt von Penélope Cruz, ganz allein in Madrid zurück.

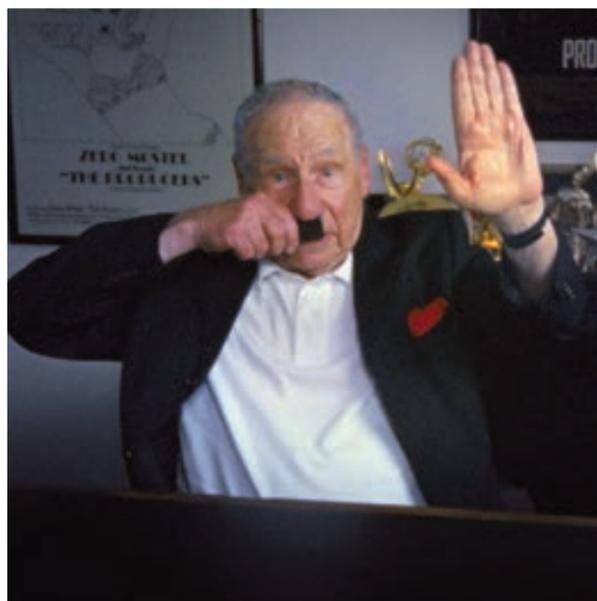
Mit seinem neuen Film »Ma Ma« bleibt der spanische Regisseur Julio Médem seiner Linie treu; wie bereits in »Lucía und der Sex« und »Die Liebenden des Polarkreises« steht im Zentrum eine verzwickte Liebesgeschichte, die mit expressionistischen, träumerischen Elementen ausgeschmückt wird. Nur funktionierte das in den Vorgängern besser. In »Ma Ma« ist die Wucht an Ungerechtigkeiten schlicht zu massiv, und die Handlung wird zu geradlinig und stereotyp abgehakt: Magda ist die gutmütige, kranke Übermutter und einzige Frau im Film, abgesehen von einer sympathisch grinsenden Krankenschwester, und muss einen Schicksalsschlag nach dem anderen ertragen: der Ehemann ein untreuer Philosoph, der Frauenarzt ein Balladen singender Schönling, ihr neuer Lebensgefährte ein weinendes Wrack.



BENEDIKT FRANK

LOSERS

Die Schüler Elena, Koko, Patso und Gosho wohnen in einer bulgarischen Kleinstadt. Eine dieser Arbeiterstädte, die nun schon seit Jahren verfällt. Nicht nur Jugendliche wollen nichts wie weg von hier. Elenas Vater hat die Familie verlassen. Kokos Eltern sind in Griechenland und haben ihren Sohn mit der an Alzheimer leidenden Großmutter zurückgelassen. Im grauen Städtchen sind die vier Schüler zusätzlich abgesondert – sie sind Loser, das wissen sie selbst. Nicht einmal ein kleines Kind nimmt Elena ab, dass sie mit den großen Stars auf der Bühne steht. Wer hier wohnt, der bringt es zu nichts. Koko verliebt sich in Elena. Doch dann ändert sich doch etwas am ewig gleichen Alltag: Eine Band tourt durch die Provinz. Kisorod, »Sauerstoff«, heißt die Band und wirkt wie lebensrettende Atemluft in der alles erstickenden Tristesse. Warum sie trotz Starallüren vor Minenarbeitern auftreten müssen, die augenscheinlich nichts mit ihrer Musik anfangen können? »Auch Bauern brauchen Kultur«, redet sich der Sänger raus. Ivaylo Hristovs Provinzkomödie zeigt, wie es die Jugend in einem stillstehenden Land auszuhalten versucht. Trotz einer erdrückenden Lethargie, die über der Szenerie liegt, ist das zuweilen sehr komisch.



ANTONIA MAHLER

GO HOME

Ihr Arabisch ist eingerostet. Das Schloss der alten Haustür auch. Nach 20 Jahren kommt Nada zurück in ihr Heimatdorf im Libanon. Den Schlüssel für das Haus ihres Großvaters braucht sie gar nicht, die Tür springt einfach auf. Verfallen-romantisch präsentiert sich das einst edle Haus auf der Anhöhe. Nada wird es erst mit Erinnerungen füllen, dann im Inneren ein Zelt aus weißen Spitzenstoffen spannen, eigene Bleistiftzeichnungen auf der Wand des Kinderzimmers finden. Sie ist auf der Suche nach ihrem seit dem Bürgerkrieg verschollenen Großvater und gräbt in lückenhaften, widersprüchlichen Erinnerungen – immer wieder dieser eine Moment im dunklen Garten, zu dem sie zurückkehrt. Golshifteh Farahani ist nicht nur eine der schönsten Frauen der Welt, in »Go Home« zeigt sie einmal mehr, welch ausdrucksstarke Darstellerin sie ist. Nada im Film hat als Kind Beirut verlassen müssen, genau wie die Regisseurin Jihane Chouaib, die mit ihren Eltern nach Mexiko auswanderte. In ihrem dritten Langfilm erzählt Chouaib vom Heimkehren in ein fremdes Zuhause, das nicht mehr seinem Andenken gleicht. Im Ort wundert man sich über Nada, die allein-stehende Frau im Geisterhaus. Bis schließlich ihr weltgewandter Bruder anreist und die Stimmung umschlägt.



Von fliegenden Schildkröten und trunkenen Pferden

Das Filmfest München ehrt Bahman Ghobadi als Pionier des kurdischen Kinos mit einer umfassenden Retrospektive.

ANTONIA MAHLER

Eigentlich ist die kurdische Landschaft bunt: gelb-rote Schluchten, grün bewachsene Täler, helle Häuschen mit flachen Dächern – scheinbar verspielt aufeinandergetürmt. Der iranisch-kurdische Filmemacher Bahman Ghobadi hüllt sein



Regisseur Bahman Ghobadi

»Kurdistan« aber häufig in Weiß und Grau. Um brutal ehrliche Geschichten von der Grenze zu erzählen, will er sich auf das Wesentliche konzentrieren – die schöne Natur könnte ablenken. Weißer Schnee räumt seine Bilder auf, begrenzt die Themen auf die Essenz und die Härte des kurdischen Alltags.

Bahman Ghobadi selbst wurde in die Kälte des Jahres 1969 geboren, benannt nach dem eisigen Monat Bahman – Februar –, in dem seine Mutter so froh, dass sie mit ihrem Säugling in wärmere Gefilde floh. Die Verbundenheit mit dem Winter trägt der Regisseur bis heute in sich. Aufgewachsen in den iranisch-kurdischen Grenzgebieten nahe der schneebedeckten Berge, musste Ghobadi die Schule früh aufgeben, um die Familie nach der Scheidung der Eltern auch finanziell unterstützen zu können.

Aus dieser Lebenswelt hat er später geschöpft, ist ein Meister darin geworden, mit Laiendarstellern Echtes nachzuempfinden – kaum einer beherrscht das wie er. Ungeübt, aber wahrhafter als jeder Method-Actor schlüpfen sie in die bewegenden Geschichten – häufig den eigenen Erfahrungen nah. Eine Camera d'Or hat Ghobadi schon seit dem Jahr 2000, gewonnen für sein Langfilmdebüt »Zeit der trunkenen Pferde«: Die verwaiste Familie aus fünf Kindern muss da der älteste Bruder Ayoub alleine durchbringen, ein Kind ist oben-dreien schwerbehindert und benötigt teure Behandlungen.

JULIA WEIGL

SLASH

Auf dem SXSW Festival in Austin hatte der Filmemacher Clay Liford mit seiner neuen Dramödie »Slash« ein Heimspiel. Nicht nur er selbst stammt aus der texanischen Hipsterstadt, auch die nerdige Rom com spielt in Austin. Darin werden Highschool-Außenseiter zu Pornoautoren. Die burschikose Julia (Hannah Marks) und der zurückhaltende Neil (Michael Johnston) schreiben vulgäre Fan Fiction im Netz: Dumbledore und Gandalf haben eine leidenschaftliche Affäre, Kirk und Mr. Spock heiraten, und ein schwarzer Superheld treibt es auf fernen Planeten mit heißen unterwürfigen Damen. Julia und Neil sind Teil einer schrillen Subkultur, die sich auf Comicons trifft, als Fantasiegestalten verkleidet, und in ihren Erzählungen das anspricht und auslebt, was für sie in der Realität undenkbar wäre.

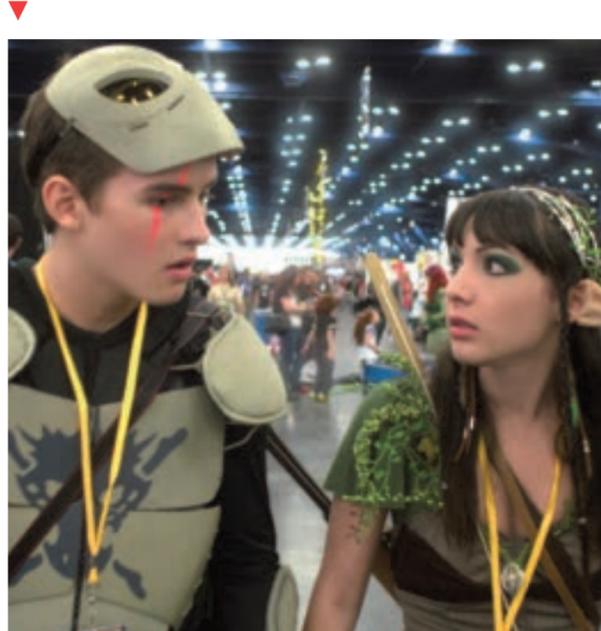
Im Grunde erzählt Liford mit »Slash« eine klassische Coming-of-Age-Geschichte über einen schüchternen Jungen, der im spießigen Texas aufwächst, sich aber in einer Welt orientieren muss, die viel komplexer ist – nicht nur, was die eigene sexuelle Orientierung angeht. Und das gelingt dem Regisseur Clay Liford wunderbar unaufgeregt und liebevoll.



JULIA WEIGL

SANGUE DEL MIO SANGUE

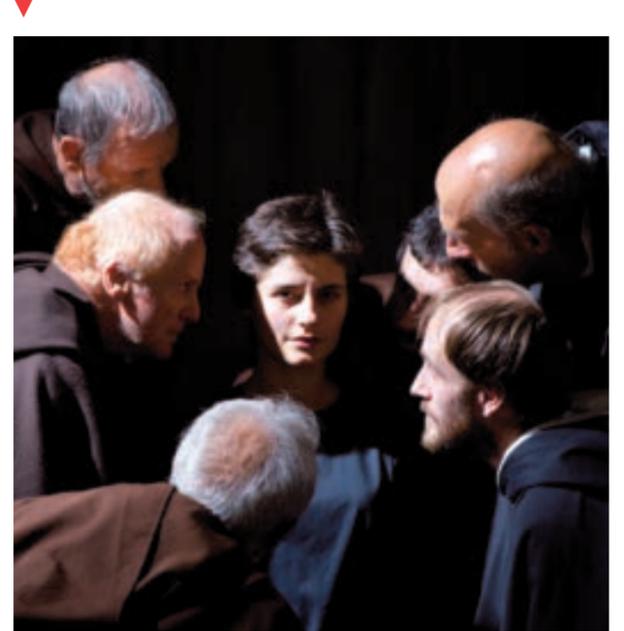
»Bobbio ist die Welt!«, erklärt der Vampir-Graf sarkastisch beim nächtlichen Plaudern mit seinem Zahnarzt. Das stimmt zumindest für die Filme von Marco Bellochio. Immer wieder kehrt der 76-jährige italienische Regisseur in seine Heimat zurück und macht das pittoreske Städtchen unweit von Monza zum Zentrum seiner Filmwelten. In »Sangue del mio sangue« verbindet das alte Klostergefängnis die zwei Erzählstränge: eine klerikale Hexenjagd im 16. Jahrhundert und eine unterhaltsame Farce über das heutige Leben in Bobbio. 1630 fängt eine junge Schwester eine fatale Affäre mit einem Priester an und wird zur Strafe in die Wand des Klosters gemauert. Da sieht die Welt im 21. Jahrhundert schon viel gemütlicher aus: Da muss sich der hochbetagte Vampir-Graf (Roberto Herlitzka) nur mit einem geldgierigen Russen und dem angeblichen Steuerfahnder Federico, gespielt von Pier Giorgio Bellochio, dem Sohn des Regisseurs, herumschlagen, um sein geliebtes Gefängnis zu schützen. Man kann weder »Sangue del mio sangue« in eine konkrete Schublade stecken noch alle Details und Anspielungen im Film entschlüsseln. Vielmehr ist er ein kurioses Rätsel aus Vampirkomödie, Horrorfilm, Gesellschaftssatire und Liebesdrama.



ANTONIA MAHLER

LIGHT YEARS

Eine abwesende Mutter hinterlässt immer eine versehrte Familie. Moira ist mental instabil – und lebt deswegen in einer Heilanstalt. An einem strahlenden Sommertag macht sich ihre jüngste Tochter Rose heimlich auf den Weg durch Wald und Wiese, die Mutter zu besuchen. Zurück bleibt der gehemmte Teenager-Bruder, dessen größte Aufmerksamkeit seiner Gesundheit gilt: Neurotisch wagt er sich kaum aus dem Haus, dokumentiert lieber jeden Winkel seines mageren Körpers. Die große Ramona könnte achtgeben auf die kleinen Geschwister, tagträumt aber von der einen Liebe. Unterdes versteckt der Vater sich in seiner Arbeit – einem saftgrünen Gewächshaus voller Schmetterlinge. Die zarte Familienstudie »Light Years« ist ein kleines Wunder: lyrisch, modern, selbstsicher. Seine Regisseurin, Jahrgang 1972, ist Autodidaktin, das Fotografieren und Inszenieren hat sie sich ganz fabelhaft selbst gelehrt. Hin und wieder steigt eben am Kinofirmament, ganz unerwartet und leise, ein neuer Stern auf. Esther May Campells Langfilmdebüt funkelt voller Esprit und Frische über die Leinwand, und alle Cinephilen dürfen sich auf eine gemeinsame Zukunft mit ihr freuen.



CHRIS SCHINKE

ACTOR MARTINEZ

Noch repariert Arthur Martinez Computer, doch seine Leidenschaft ist das Schauspiel. Nur die prestigeträchtige Titelrolle lässt auf sich warten. Darum engagiert der Enthusiast aus Denver zwei Indie-Regisseure, Mike Ott und Nathan Silver, damit sie ihn in seinem Alltag dokumentieren. Wäre dieser nur nicht so schrecklich langweilig. Sie casten die Schauspielerin Lindsay Burdge als seine Freundin. Wegen ihres Namens, heißt es. Sie spielte in »Frances Ha« und »The Invitation«. Was wie eine etwas seltsame, ziellose Dokumentation beginnt, wird schlagartig kompliziert und höchst selbstreflexiv. Die Regisseure zeigen sich immer wieder selbst vor der Kamera, geben Anweisungen, hinterfragen Martinez' Aufrichtigkeit. Sie wollen ihn an seine Grenzen bringen, schauspielerisch wie auch privat. Aber was ist überhaupt echt und was ist gestellt? Der Film wechselt fließend zwischen offenbar fiktiven Szenen und vermeintlicher Autobiografie. Martinez kämpft mit den Regisseuren um die Richtung, die das Projekt nehmen soll. Er beginnt schließlich selbst an seinem Verstand zu zweifeln. Wollen die Regisseure ihn einfach nur fertigmachen? Oder ist er in Wirklichkeit ihr Komplize, um das Publikum zu verwirren?



Linke Seite

Links: Penélope Cruz in »Ma Ma«
Mitte: Mel Brooks in »The Last Laugh«
Links unten: Golshifteh Farahani in »Go Home«
Rechts unten: Elena Telbis und Deyan Donkov in »Losers«

Diese Seite

Mitte oben: Still aus »Light Years«
Links: Michael Johnston und Hannah Marks in »Slash«
Rechts: Alba Rohrwacher in »Sangue del mio sangue«
Unten: Still aus »Actor Martinez«
© Filmfest (8)

Termine und Spielzeiten:
www.filmfest-muenchen.de

Darsteller Madi Ekhtiardini, im Film an der Seite seiner eigenen Schwestern, ist natürlich wirklich schwerbehindert. Sein Spiel kann zu Tränen rühren und kurz darauf mit Pointen überraschen.

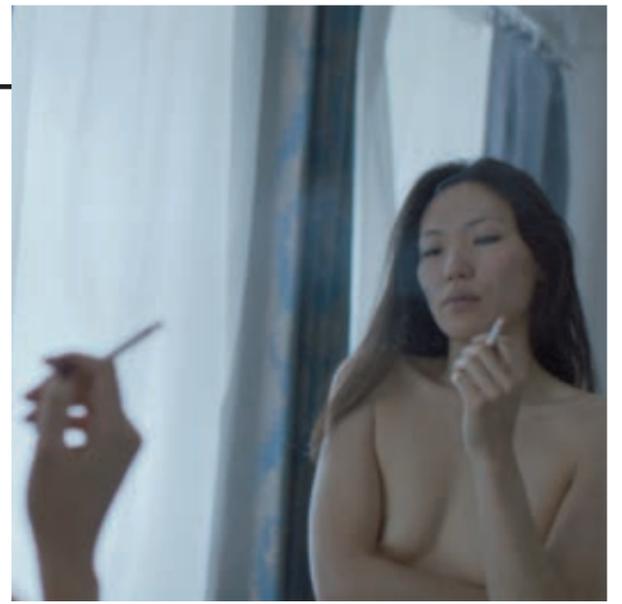
Der Humor ist es dann auch, der neben dem perfektionierten Einsatz von Kindern vor der Kamera zu Bahman Ghobadis größten Stärken gehört – vermutlich kommt hier eins zum anderen. Intuitiv weiß er genau, wie eine tragische Szene gebrochen werden kann. Ob durch einen dickbäuchigen Darsteller mit bauschigem Nietzsche-Schnurrbart oder einen Neunzigjährigen, der unbeholfen mit einer Pistole bewaffnet seine erwachsenen Söhne ausschimpft. Oft ist es diese Art von visueller Komödie, die Ghobadis Filme so nahbar und alles andere als kitschig macht.

Dabei ist »Schildkröten können fliegen« Ghobadis vielleicht größtes Meisterwerk, die Überzeugungskraft dieses Films kann den Zuschauer verändern: »Satellite« ist ein kleiner Technikfreak, der nicht nur alle Waisenkinder im Flüchtlingslager mit Arbeit versorgt, sondern auch Antennen installiert, damit die Bewohner Nachrichten empfangen können. Seine genialen Sidekicks, die Jungen Pasheo, an einer Krücke humpelnd, und Shirko, als eilender Bote stets in Tränen aufgelöst, platzen schier vor unwiderstehlichem Charisma – einmal von ihnen verzaubert, wird man sie nie vergessen. ||



Stills aus Bahman Ghobadis Filmen »Niemand kennt die Persian Cat« und »Schildkröten können fliegen« | © Filmfest (3)

Veränderte Blickrichtung



Rechts und unten:
Uisenma Borchu in
»Schau mich nicht so an«
© Sven Zellner



In ihrer Kindheit wurde sie mit Rassismus konfrontiert, später mit lebensfremden Frauenbildern: Jetzt zwingt die Regisseurin Uisenma Borchu den Zuschauer mit ihrem Kinodebüt »Schau mich nicht so an« zum Perspektivenwechsel.

Anzeige

KULTUR- UND KREATIVPILOTEN DEUTSCHLAND

Foto: Fabian Brennecke

MACH EINFACH.

Bewirb dich bis zum 30. Juni 2016:
kultur-kreativpiloten.de

ISEULT GRANDJEAN

Uisenma Borchu ist fünf Jahre alt, als sie mit ihrer Familie von Ulan-Bator, der Hauptstadt der Mongolei, »in den Westen« zieht. Der Westen, das war damals eine mittlere Kleinstadt der DDR. Dort zogen Neonazis um die Häuser, versengten fremde Haare und spuckten dem kleinen Mädchen, das so offensichtlich nicht nach Deutschland gehörte, verächtliche Blicke ins Gesicht. Doch statt sich zu ergeben, folgt sie dem Rat ihres Vaters: und sieht dem Feind direkt in die Augen.

»Ich kann ja auch den Neonazi sehr gut verstehen«, sagt Borchu, als wir 27 Jahre später im Münchner Café Jasmin sitzen, das einen mit altmodisch samtigen Sesseln und einer Schlosspanorama-Tapete in die Fünfziger zurückwirft. Manchmal endeten die Gespräche mit ihren Widersachern gut und manchmal weniger. Doch allein, dass sie damals den Dialog gesucht hat, habe immer geholfen: »Ich habe ihn besser verstanden, er hat mich besser verstanden, und am nächsten Tag ist man anders in die Welt gegangen«, erzählt sie. »Schau mich nicht so an« heißt – in selbstreferenzieller Ironie – der Abschlussfilm der HFF-Absolventin, der letztes Jahr auf dem Filmfest München den prämierten FIRESCI-Preis gewann und nun in deutschen Kinos anläuft. Er konfrontiert den Zuschauer nicht nur mit Figuren, die aus ihren Rollen ausbrechen und über die Ränder laufen, sondern auch mit seinem eigenen Blick: Wie starr sehen wir in die Welt, wie wertend?

Im Film nähern sich zwei Frauen an, während sie sich gleichzeitig den Blicken einer richtenden Gesellschaft entziehen: Da ist Iva (Catrina Stemmer), eine junge, alleinerziehende und heillos überforderte Mutter, die sich von den Anforderungen anderer stumm überfahren lässt. Da ist die enigmatische Nachbarin, die sie durch ihre Tochter Sophia (Anne-Marie Weisz) kennenlernt – und in deren Arme sich Iva langsam fallen lässt. Doch was für die eine echte Zuflucht ist, bleibt für die andere ein Rollenwechsel. An der Hotelbar überfällt Hedi Ivas Vater, der vom großen Josef Bierbichler gespielt wird, dem einzigen professionellen Schauspieler im Film. Sie flirtet, trinkt und schläft mit ihm; in den Laken eines anonymen Hotelbetts. Danach zitiert er Brecht – »Die Pflaumenbäume blühen vielleicht noch immer ...« –, während ihr wahrscheinlich noch nicht einmal bewusst ist, was sie damit zerstört. Sie raucht, fickt, manipuliert. Sie spielt. Sie ist berechnend und doch impulsiv: Sie ist, wie wir alle manchmal sind.

Uisenma Borchu ist eine ergebene Beobachterin. Sie kann sich in Menschen hineinversetzen, erzählt Geschichten, ohne zu urteilen. Ihre Filme sind nicht gewollt provokativ, die drama-

turgische Nacktheit höchstens noch Anstoß für prüde Spießer, und doch schockieren sie: Weil sie den Zuschauern rücksichtslos den Spiegel vorhalten. Auch als Regisseurin sieht sich Borchu tagtäglich mit Diskriminierung konfrontiert. Ihr Film bekam nicht das übliche Abschlussbudget – die ganze Frauenthematik sei wenig publikumswirksam, hieß es, noch dazu von einer weiblichen Regisseurin, die obendrein selbst eine Hauptrolle spielt. Im Café Jasmin spricht sie vom Werk »Sie kam und blieb« von Simone de Beauvoir, das ein Manifest des liberalen Lebens sein sollte – und doch stellen wir fest: Wir diskutieren immer noch. Ja, wir sind nun freier. Eine Frau in Deutschland kann heutzutage alles sein. Das Problem ist nur: Sie muss es auch. Hausfrau, Mutter, beste Freundin, Karrierebiest, Sexgöttin – und das am besten mühelos. »Du musst als Frau am Set tough sein und selbstbewusst, darfst aber auch nicht dastehen wie Goebbels«, sagt Borchu und lacht, aber man merkt, dass diese Spannung an ihr zerzt.

Denn Uisenma Borchu ist keine, die sich aufdrängt, alles an ihr wirkt zart; die Hände, die aus dem pastellfarbenen Pullover lugen, sind schmal und feingliedrig, ihre Bewegungen scheinen zu fließen. Sie spricht ruhig und reflektiert, wählt ihre Sätze mit Bedacht, und beinahe zuckt man zusammen, wenn sie derb wird oder sich über ihre »Flachtitten« mokiert. Im echten Leben wäre sie eher Iva als ihre Figur Hedi, sagt sie, und doch ist sie nicht »zu weich, zu schwammig«, wie die es Iva im Film einimpft. Uisenma Borchu will die Blickrichtung der Zuschauer drehen. Denn erst der Blick der Gesellschaft wirft einen auf sich selbst zurück: Unter ihren Augen werden wir zum Objekt. Zum Ausländer, zum Nazi. Zur Frau. Wir werden uns selbst erst aus der Distanz des anderen bewusst, schreibt Sartre in »Das Sein und das Nichts«, und so findet man die Figuren in »Schau mich nicht so an« in etlichen Szenen vor dem Spiegel, wo sie das glatte Glas nach den Spuren ihres Selbst absuchen. Oft fehlen im Film gewichtige Worte, wird Essenzielles eher durch Blicke kommuniziert. Was sich dabei abzeichnet, und für Uisenma Borchu vielleicht schon damals auf den Straßen der DDR begann, ist die Philosophie eines Mediums, eine Art Johannesevangelium des Kinos: Alles ist durch den Blick geworden, und ohne den Blick wurde nichts, was geworden ist. ||

SCHAU MICH NICHT SO AN

Deutschland, Mongolei 2015 | Regie: Uisenma Borchu | Mit: Uisenma Borchu, Joseph Bierbichler u. a. | 88 Minuten | Kinostart: 16. Juni

Straflager für Beziehungs-Verweigerer



Entfliehen erst dem Single-Lager und schließlich der Loner-Hölle: Colin Farrell und Rachel Weisz | © Sony Pictures (2)

In Giorgos Lanthimos herrlich skurriler Dystopie »The Lobster« geht es Singles an den Kragen. Wer sich der Zweisamkeit erwehrt, wird zur Strafe in ein Tier verwandelt. Bleibt nur noch die Wahl, in welches.

PHILIPP BOVERMANN

Seit das Internet in die Pubertät gekommen ist, gibt es keine Einsamen mehr, nur noch Elitepartner. Plattformen und Apps bündeln Verzweiflung und Hormonüberschüsse. Jede hat ihre eigenen Marktgesetze. Der Regisseur Giorgos Lanthimos stellt sich in »The Lobster« so einen Mikrokosmos zur forcierten Anbandelung als ein faschistisches Kurhotel mit Tanzabenden vor.

Der Check-in ist keineswegs freiwillig, denn Alleinsein ist gesetzlich verboten. Wer nach der Einweisung 45 Tage lang Single bleibt, wird in ein Tier seiner Wahl verwandelt. David, den ein herrlich trübsinnig dreinguckender Colin Farrell mit Plauze und Schnauzer spielt, muss sich bei der Registrierung entscheiden. Homo- oder heterosexuell? Bitte nur eine Angabe. Welches Tier? David entscheidet sich für einen Hummer, denn die »werden hundert Jahre alt und bleiben ihr ganzes Leben lang fruchtbar«. Die Hotelmanagerin ist begeistert: Freiwillige Fortpflanzungsknechtschaft bis ins tierische Nachleben, das ohnehin als zweite Chance zur Partnersuche zu betrachten sei – »eine hervorragende Wahl!«

Entscheidungen spielen die eigentliche Hauptrolle in »The Lobster«. Neben dem Hotel beginnt der Wald, in dem die entflohenen »Loner« leben, zusammen mit den bereits in Tiere Verwandelten, doch auch hier gelten eisenharte Gesetze: Masturbation geht ausdrücklich klar, jede Zweisamkeit ist streng verboten. Verkehrte Welt, nur die Strafen sind hier noch ein wenig grausamer, und man isst selbst getötete Kaninchen – ehemalige Hotelgäste?

In der ersten Szene erschießt eine Frau einen Esel, gefilmt aus einem Auto heraus, alle paar Sekunden schiebt sich der Scheibenwischer durchs Bild. Die technische Kühle der Gesetze und ein archaischer Blutdurst schließen sich ständig zu Szenen von morbiden Humor zusammen. Die Schauspieler sprechen und gucken, als würden sie am Film eigentlich gar nicht teilnehmen, zwangseingewiesen wie die Hotelgäste, was deren Revolutionschancen gegen die allgegenwärtigen Gesetze einen morbiden Charme verleiht. Lanthimos bewältigt dabei ziemlich elegant die Gratwanderung zwischen der unverhohlenen Freude, mit der er seine Figuren quält – David kann nur im Tüppelgang fliehen, weil seine Hosen zu eng sind, als wäre er schon auf bestem Weg zur Hummerwerdung –, und dem Fakt, dass immer wieder echtes Mitleid mit ihnen spürbar wird.

Etwas in der schönen Szene, als David und eine andere »Lonerin«, in die er sich im Wald verliebt, exakt gleichzeitig »Play« auf ihren Musikplayern drücken und dann zu tanzen

beginnen, synchronisierte Einsamkeit zur Musik von Nick Caves Schnulze »Where the Wild Roses Grow«, als sei dies das Beste, worauf man auf Erden hoffen kann, dabei wünscht man ihnen so viel mehr, wie sie da verletzlich durchs Unterholz wackeln. Das Glück, das man fast ein gemeinsames nennen könnte, währt nicht lang. In der nächsten Szene rubbelt wieder der unvermeidliche Geigenbogen des Soundtracks schroff über die Saiten, zupft an ihnen herum, wie Sex, wenn beide traurig sind. Genauso fühlt sich »The Lobster« an.

Schlechte Filme würden die konzeptuelle Idee der Zwangszweisamkeit einfach 90 Minuten lang breiterzählen, aber Lanthimos' erster in englischer Sprache gedrehter Film entwickelt daraus ein dynamisches Modellfeld, angetrieben von der Fülle witziger Einfälle und dem Horror, dass in jeder Gesellschaft aus dem Pool an sozialen Normen, wenn es denn Volkes Wille ist, potenziell jederzeit Gesetze werden können.

Ab dem 23. Juni läuft diese wunderbare filmische Seltsamkeit im City-Kino. Filmfans sollten die Gelegenheit nutzen, denn einen offiziellen Kinostart erhält »The Lobster« nicht. Wie bereits den in Cannes gefeierten »Son of Saul«, vertreibt Sony auch diesen von Kritikern hochgelobten Film direkt für den Heimkinomarkt auf DVD.

Die Moral von der Geschichte? Regisseur Lanthimos hat sechs Jahre vor »The Lobster« mit »Dogtooth« eine Parabel darüber erzählt, dass man verwildert, wenn man immer nur zu Hause bleibt. Sollte man sich bei Sony vielleicht mal anschauen. Ist gut. ||



Ennui einer Herzlosen: Angeliki Papoulia

THE LOBSTER

Griechenland, GB, Niederlande | Regie: Giorgos Lanthimos | Mit: Colin Farrell, Rachel Weisz, Léa Seydoux u.a. | 116 Minuten | Erhältlich auf DVD und Blu-Ray | ab 10,99 Euro | Termine für Sondervorführungen im City-Kino unter: www.city-kinos.de

Anzeige

34.
INTERNATIONALES
FILMFEST
MÜNCHEN
23.06. – 02.07.2016

GASTEIG FESTIVAL CENTER
 ARRI KINO CITY KINOS FILMMUSEUM
 GLORIA PALAST HFF MÜNCHEN
 KINOS MÜNCHNER FREIHEIT RIO FILMPALAST
 ASSOZIIERTES KINO
 FILMTHEATER SENDLINGER TOR

PROGRAMM ONLINE AB 6. JUNI
TICKETS AB 13. JUNI

filmfest-muenchen.de
#ffmuc

Mit dem »Schnellen George« zum Blitzkonzert

Vor genau fünfzig Jahren kamen die Beatles nach München. Teenies, Eltern und überforderte Polizisten fieberten auf dieses Konzert hin, das am Ende gerade mal eine halbe Stunde dauerte.



Von der Security bis zu den Musikern: Richtig entspannt war niemand bei der »Bravo-Beatles-Blitztournee« | © Rainer Schwanke/Archiv Herbert Hauke

DIRK WAGNER

»Das halbe Dutzend großer Verstärker verwandelt selbst das Laufgeräusch einer Ameise in das Donnern einer aufgeschreckten Elefantenherde«, beurteilt die »Süddeutsche Zeitung« 1966 nach dem Auftritt der Beatles im Circus Krone die darin angeblich vorherrschende gesundheitsgefährdende Lautstärke. Zur Erinnerung: Kurze Zeit später lehnten die Beatles öffentliche Konzerte ab, weil die Technik noch nicht ausgereift genug war, um die kreischenden Fans zu übertönen. Dergleichen ahnte freilich noch niemand, als die Beatles

am 24. Juni 1966 zwei Konzerte im Münchner Circus Krone spielten. Das war der Auftakt ihrer dreitägigen »Bravo-Beatles-Blitztournee«, die die Fab Four noch mit einem Sonderzug nach Essen und Hamburg geleiten sollte, in welchem zuvor Queen Elisabeth II. gereist war.

Vorab hatten sich die Polizeipräsidenten der drei belagerten Städte bereits zusammengesetzt und einen gemeinsamen Schlachtplan geschmiedet, wie der britischen Invasion samt dem damit verbundenen Zerfall jeglicher moralischer Werte zu begegnen sei. Schließlich lagen der deutschen Obrigkeit noch »siebeneinhalb Kilometer zerschlagene Bankreihen« schwer im Magen, die ein Jahr zuvor bei einem Konzert der Rolling Stones in der Berliner Waldbühne zu Bruch gingen. Wenn darüber hinaus die Zeitschrift »Bravo« in den Ankündigungen der von ihr selbst organisierten Beatles-Konzerte ein noch allzu bekanntes Vokabular der Kriegsberichterstattung reaktivierte, wonach Meldungen beispielsweise direkt aus dem »Bea-

bles-Hauptquartier in London« stammten, wird schnell klar: Der Ausdruck »Blitz-Tournee« meint nicht so sehr die bemerkenswerte Kürze der gerade mal dreitägigen Deutschlandtournee. Vielmehr scheint er vom Begriff »Blitzkrieg« abgeleitet zu sein. Die meisten Gegner in diesem Beatles-Blitzkrieg waren allerdings die eigenen Töchter und Söhne, die, so sie denn von außerhalb kamen, sogar mit vier eigens dafür bereitgestellten Sonderzügen für die Auftritte der Liverpools in München einfleien. Mit dem »Rasenden John« etwa aus Stuttgart, dem »Fliegenden Paul« aus Innsbruck oder dem »Rollenden Ringo« aus Ulm. Der Architekt Wolfgang Weber, der mittlerweile im Münchner Eine-Welt-Haus eine eigene Konzertreihe veranstaltet, kam damals aus Würzburg mit dem »Schnellen George«. Eine Schnitzelsemmel war im Fahrpreis sogar inbegriffen. Gleichwohl damals auch Wolfgang Weber nächtens mit dem Tonbandgerät das Programm von Radio Luxemburg mitschnitt, wenn dort die neueste Beatles-Single

vorgelegt wurde, die man im heimischen Sender noch vergebens suchte, galt seine Anreise aber auch den Rattles aus Hamburg, die mit Peter and Gordon sowie Cliff Bennet and The Rebel Rousers das Vorprogramm der gerade mal dreißigminütigen Beatles-Auftritte gestalteten. Wolfgang Weber war nämlich Vorsitzender des örtlichen Rattles-Fanclubs in Ochsenfurt.

Also bewunderte Weber Achim Reichel, den Gitarristen der Rattles, wie er im verwegenen Netzhemd unmittelbar vor den Beatles, als dritte der drei Vorgruppen also, den Circus Krone rockte. Dabei ist das Publikum so mitgegangen, dass der Manager der Beatles stinksauer wurde und dafür sorgte, dass die Rattles die nächsten Konzerte der Tournee ganz zu Anfang spielen mussten. Ganz weit weg von den Beatles also, die keine anderen Götter neben sich duldeten. Dabei hätte dies auch ein fröhliches Wiedersehen sein können, erinnert sich Achim Reichel von den Rattles. Schließlich war er mit den Beatles schon aus deren anfänglicher Hamburg-Zeit befreundet. Entsprechende Erwartungen seinerseits wurden aber schnell enttäuscht, als die Beatles sich mit den anderen Musikern vor der Show nur zu einer kurzen Ablaufbesprechung trafen. »Die Beatles waren damals Getriebene«, erinnert sich Reichel, der jeden freundschaftlichen Kontakt mit den einstigen Kumpels auf jener Tournee vermisste.

Wie unvorhergesehen die kurze Deutschlandtournee jene Getriebenen selbst erwischt, wird deutlich, wenn man überlieferte Konzertmitschnitte des ZDF hört. Ganz offensichtlich hatte die Band nämlich zuvor nicht geprobt. Den Text des letzten Stücks im Set, »I'm Down«, müssen die Musiker sogar noch auf der Bühne besprechen. Danach startet Paul den Song trotzdem mit der zweiten Strophe. Und letztlich gehen ihm die Wörter in der nächsten Strophe ganz aus. Neben der bekannten Schwarz-Weiß-Dokumentation des Auftritts gibt es auch einen Farbfilm, der den Beatles-Auftritt ohne Ton dokumentiert. Dieser wurde als Lehrfilm für die Polizei gedreht. Künftig wollte die nämlich für derartige Popkonzerte besser vorbereitet sein. ||

Anzeige

„GIBT ES WIEDER EIN FEUERWERK?“

audi
som
mer
konz
erte

„ICH BIN DABEI.“

1. JULI BIS 27. JULI 2016
KARTEN UNTER 0841 95 91 95 91
ODER WWW.SOMMERKONZERTE.DE

„RAN AN DIE TICKETS.“

„NICHT VERPASSEN.“

Audi
ArtExperience



Ein neues Festival für München

Der Milla Club organisiert mit Hauskonzerte.com am 18. Juni das erste Walky-Talky-Kulturfest im Glockenbachviertel.

CHRISTINA BAUER

Das Glockenbachviertel hat ab diesem Sommer ein neues Musikfest. Einfallen ließen sich das die Betreiber des Milla Clubs, darunter Filmkomponist Gerd Baumann sowie Popmusikerin Mira Mann, und die Organisatoren der Initiative Hauskonzerte. Das Format gestaltet sich als eine Erweiterung des von den Veranstaltern in ihrem jeweiligen Aktionskreis gepflegten multistilistischen Musikmix. So sind an den insgesamt sechzehn Spielstätten von Faun über Süßmund bis Sushi & Soul Bands unterschiedlicher Genres zu hören. Mancherorts kann zudem noch einer Lesung gelauscht oder eine Tanzperformance in Augenschein genommen werden.

Aus der Münchner Musikszene ist unter anderem Sängerin Maria Rui mit von der Partie, deren Stimme nicht nur dem portugiesischen Fado ganz viel Soul verleiht. Mit Verena Marisa Schmidt mischt zudem eine junge Absolventin der Hochschule für Musik und Theater mit, die schon an Violine und Theremin, einem elektronischen Musikinstrument der zwanziger Jahre, sowie durch mehrere Kompositionen für Film und Thea-



Sobald es Abend geworden ist, wird die White Wine Band die Bühne betreten © whitewinemusic.com

ter auf sich aufmerksam gemacht hat. Die singende Schauspielerin Wiebke Puls nutzt indes die Gelegenheit, abseits des Ensembles der Kammerspiele mit Jazzgitarrist Alex Czinke im Duo aufzutreten. Weltmusikalisches Flair bringt die Gruppe Jizr (syrisch für »Brücke«) mit. In der noch neuen syrisch-marokkanisch-deutschen Formation sind Viola, Oud, Gesang und Percussion zu hören. Die Musiker an Viola und Oud kamen erst Anfang dieses Jahres nach ihrer Flucht aus Syrien über die Balkanroute hier an. Mehr Melodien insbesondere aus der arabischen Welt hat der Syrische Friedenschor um Ahmad Abbas im Repertoire. Abends tritt in der Kirche St. Maximilian die junge Singer-

Songwriterin Alice Phoebe Lou aus Südafrika mit ihrer Band auf. Im Anschluss wird es im Milla Club mit den Gruppen Skeletons und White Wine rockig und experimentell. Zu fortgeschrittener Stunde kümmern sich die Millaner mit einer Riege ausgewählter DJs darum, dass Feierfreudige das Tanzbein noch bis zu später Stunde schwingen können. Wenn das neue Musikformat entsprechende Resonanz findet, soll es nächstes Jahr erneut stattfinden. ||

MILLA WALKY TALKY

Glockenbachviertel | 18. Juni | ab 17 Uhr | Tickets: www.reservix.de

Sven Faller beschäftigt sich auf seiner neuen CD mit der Nacht. Und verleiht beim dazugehörigen Fotoshooting dem Begriff »Walking Bass« eine ganz neue Bedeutung. | © Uli Zrenner-Wolkenstein



Nachtschwärmer

Was geht dem Münchner Bassisten Sven Faller nachts eigentlich durch den Kopf? Nicht nur Musik, sondern auch Texte, die er auf dem zweiten Teil seines Doppelalbums »Night Music« mit zugehörigen Songs mischt.

Nur Gesang und Bass wie bei Sven Fallers Duo Le Bang Bang mit Stefanie Boltz: ziemlich minimalistisch, funktioniert aber bestens. Live auch mal eine längere Ansage – warum nicht? Aber diverse Texte zum Oberthema Nacht, die ein atmosphärestarkes Set mit dem Gitarristen Andreas Dombert andauernd unterbrechen? So viel zu CD 2 des neuen Albums »Night Music«. Und auf der ersten CD, für deren Aufnahme Sven Faller den Pianisten Bob Degen und den Münchner Schlagzeuger Guido May eingeladen hat, flirtet Balladen mit dem rhythmischen Stillstand – was wiederum traumhaft gelingt. Aber mit diesen Nummern ein ganzes Konzert in der Unterfahrt bestücken? Wir sprachen mit dem Bassisten über ein eigenwilliges und spannendes Projekt.

Herr Faller, was ist in Sie gefahren – »round about midnight«? Wer hört sich denn die wunderbaren Songs von Andreas Dombert und Ihnen auf der zweiten CD öfter an, wenn er dazu immer wieder die gleichen Geschichten geliefert kriegt?

Ein echtes Problem, das war mir durchaus bewusst. Aber wenn man's zum ersten Mal hört, passt es doch sehr gut zusammen. Und ich gehe davon aus, dass heutzutage die meisten Leute sich sowieso ihre eigenen Wiedergabelisten basteln.

Sie haben hier in Schwandorf Ihr Studio, in dem es viel zu »basteln« gibt, Sie komponieren, arrangieren, gehen auf Tour, haben eine Freundin. Warum schreiben Sie jetzt auch noch Texte und demnächst vielleicht ein Buch?

Ich habe schon in vergangenen Jahren bei vielen Gruppen, mit denen ich gespielt habe, häufig und gerne die Ansagen gemacht und dem Publikum auch Geschichten erzählt. Aus diesem Erzählen ist die Arbeit mit Texten entstanden. Schreiben war ursprünglich nur Hobby. Aber ich habe ein sehr enges Verhältnis zu Sprache.

Als Sie von 1994 an in New York drei Jahre lang am Mannes College of Music Ihren Bachelor als Jazzmusiker gemacht haben, gab es da schon erste Texte?

Ich habe sogar als Nebenfach Creative Writing belegt. Und als ich viele Texte aus dieser Phase rückblickend gesichtet habe, da tauchte sie auf, die Nacht: als eine Art roter Faden.

Bevor wir zur Nacht kommen: Wie »creative« war denn das Geschriebene?

Viele Sachen haben mir gefallen, allerdings habe ich mehr über das Schreiben gelernt, als ich später mit Konstantin Wecker oder Axel Hacke auf Tour war.

Ganz unterschiedliche Lektionen?

Wenn Axel Hacke zum Beispiel Texte schreibt,

haben die schon Kolumnenlänge, ohne dass er groß drauf achten muss. So habe ich mein Format gefunden: etwa vier Minuten, so lang wie ein guter Popsong.

Aber Konstantin Wecker hat doch nicht auf der Bühne vorgelesen?

Nichts schriftlich Fixiertes. Aber er hat Ansagen gerne zu kleinen Erzählungen ausgebaut. Und die dann je nach Reaktion des Publikums von Abend zu Abend immer weiterentwickelt, verfeinert oder prägnanter auf Pointe gebracht.

Zurück zum roten Faden, zur Nacht: Sie zog sich also durch Ihre Texte?

Die Nacht hat mich schon lange fasziniert. Als Teenager lag ich auf dem Sofa und habe die ideale Musik gehört: Balladenplatten von Coltrane oder Charlie Parker. Das ist die Stimmung, die ich einfangen will. Eine Zwischenwelt, in der das Unterbewusste dominiert und man sehr empfänglich ist für Emotionen.

Manhattan war sicher ein besonders spannender Ort fürs nächtliche Leben.

Ich war gegen Ende meiner sechs Jahre in New York viel als Auftragskomponist unterwegs in Schichtarbeit mit Arbeitsbeginn um 18 Uhr. Wenn man dann morgens um drei oder vier nach Hause läuft, erlebt man in dieser Stadt noch einiges. Ich habe auch gerne so spät gearbeitet. Die Nacht gibt eine gewisse Sicherheit. Du bist auf dich gestellt und nicht wie zu Bürozeiten mit allen anderen im gleichen Rhythmus. Das hat eine gewisse Endlosigkeit, die du als Freiheit empfindest. Du kannst dich völlig verlieren.

Das haben Sie in Worten beschrieben. Vor allem geht es bei Ihrer Doppel-CD trotzdem um nächtliche Musik. Welchen Weg sind Sie da gegangen?

Eigentlich hat alles 2014 mit einem Konzert angefangen. Da hatte der Schlagzeuger Charlie Antolini als Kurator der Reihe »Moosach swingt« eine Band für Emil Mangelsdorff zusammengestellt, den Saxofon spielenden Bruder von Albert. Am Klavier saß der Amerikaner Bob Degen, der schon seit ewigen Zeiten in Emils Heimatstadt Frankfurt lebt. Mich haben die beiden nicht gekannt, aber der Veranstalter meinte nach dem Konzert: »Mensch, da haben sich aber die Richtigen gefunden.« So offensichtlich war wohl, wie sehr Bob und ich uns auf einer Wellenlänge die Bälle zugespielt haben. Wir haben damals schon beschlossen, unbedingt mal was zusammen zu machen. Tja, daraus wurde »Night Music«, und als es darum ging, wer Schlagzeug spielt, haben wir witzigerweise beide sofort an Guido May gedacht, den ich ja schon aus frühen Münchner Zeiten kenne.

Mit den beiden gehen Sie nach diversen Auftritten mit »Night Music« nun auch in München auf die Bühne. Was haben Sie für Erfahrungen gemacht mit der Kombination aus

Text ohne Musik und Musik ohne Text?

Eigentlich nur sehr gute. Wenn Menschen Instrumentalmusik hören, kommen bei ihnen nicht unbedingt gleich Bilder auf. Wenn ich auf der Bühne auch Texte einbaue, kriegen sie einen ersten Anhaltspunkt. Was sie sich dann persönlich vorstellen, bleibt natürlich ganz ihre Sache und soll ihnen auch überlassen bleiben. Es geht ja nicht um Programmmusik, nicht um einen Versuch, mit »Night Music« die Nacht zu vertonen.

Und wenn doch der eine oder andere einzuschlafen droht im Publikum?

Wenn ich mit dem Trio unterwegs bin, dann lese ich pro Set maximal zwei Geschichten, schon damit die beiden anderen wirklich zur Geltung kommen. Zudem werden wir nicht nur die Stücke von der ersten CD spielen, denn live machen lauter Balladen sowieso keinen Sinn. Dann kann auch der Guido am Schlagzeug mal richtig loslegen.

Ist das dann noch »Night Music«?

Ja, aber eben eine der anderen Art. Wenn ich nach Auftritten noch am frühen Morgen nach Hause fahren muss, höre ich sogar Sachen, die so richtig heftig sind und mich wachhalten sollen.

Die allerdings auf der CD nichts zu suchen haben ...

Nein, und auch live werde ich mit Bob Degen nicht Heavy Metal spielen. ||

KLAUS VON SECKENDORFF

CD-PRÄSENTATION »NIGHT MUSIC«

Unterfahrt | Einsteinstr. 42 | **10. Juni**
21 Uhr | Tickets: www.unterfahrt.de

Anzeige

Überleben

Christoph Brech
Installationen im
Dialog mit dem
Mittelalter

Bis 4. September 2016

**BAYERISCHES
NATIONALMUSEUM**

EUROPÄISCHE KUNST UND KULTUR
AUS ZWEI JAHRTAUSENDEN

80538 München, Prinzregentenstraße 3
www.bayerisches-nationalmuseum.de

und bis 9. Juli 2016 in der

GALERIE DER DG

DEUTSCHE GESELLSCHAFT FÜR
CHRISTLICHE KUNST E.V.

80333 München, Türkenstraße 16
www.dg-galerie.de

Vormerken!

SA, 11. JUNI

SALOME KAMMER & JU[MB]LE:
LUCIANO BERIO »FOLK SONGS«

Gasteig, Black Box | 18.00 | Rosenheimer
Str. 5 | Tickets: www.muenchenticket.de | auch
am 12.6., 17.00, Kleiner Goldener Saal, Jesuiten-
gasse 12, 86152 Augsburg | [www.tonkuenstler-
muenchen.de](http://www.tonkuenstler-
muenchen.de)

Das JU[MB]LE-Jugendensemble für Neue Musik Bayern wurde 2015 von Alexander Strauch und Johannes X. Schachtner in München gegründet, um jungen und besonders begabten Nachwuchsmusikern und -musikerinnen aus Bayern eine Plattform für die Beschäftigung mit der Musik unserer Zeit zu bieten. Für das JU[MB]LE-Projekt 2016 hat die Sängerin Salome Kammer mit JU[MB]LE und dem Dirigenten Johannes X. Schachtner u.a. Luciano Berios »Folk Songs für Mezzosopran und 7 Instrumente« (1964) erarbeitet. Auf dem Programm stehen außerdem Werke von Dieter Dolezel, Stephanie Haensler sowie eine Uraufführung von Jan Müller-Wieland.

Hotel Jazz

Der Jazz Sommer im Bayerischen Hof feiert heuer sein 25-Jähriges.

In beiden Fällen muss das Publikum nicht befürchten, verstört zu werden: Am Montag eröffnet mit dem Bassisten Marcus Miller einer, der auf endlosen Touren die Grooves der Welt verinnerlicht hat, mit Miles Davis und Dizzie Gillespie, aber auch mit Paul Simon und Billy Idol spielte und einen der dicksten Slap-Daumen der Funk-Szene hat.



Hat einen der dicksten Slap-Daumen der Funk-Szene und präsentiert auf dem Jazz Sommer sein neues Album: Marcus Miller | © Cathrin Cammett

KLAUS VON SECKENDORFF

Am Anfang stand in München ab 1981 die Jazzreihe »Klaviersommer«. 1991 kam der Bayerische Hof mit seinem Night Club dazu – vor nunmehr 25 Jahren. 1999 stieg die Stadt als Veranstalter aus, und das Hotel übernahm unter der jazzbegeisterten Hotelchefin Innegrit Volkhard das Festival, das 2007 erstmals unter dem Namen »Jazz Sommer« veranstaltet wurde. Von Beginn an war und ist das Festival Münchens derzeit einziges alljährliches Zusammentreffen großer Namen des Jazz.

Der »Klaviersommer«, wie ihn sein Gründer Manfred Frey verstand, ist nicht zuletzt daran gestorben, dass es Jahr für Jahr darum ging, unbedingt den großen Saal der Philharmonie zu füllen. Also spielte anno 2006 in der letzten großen Runde mal wieder Chick Corea – und zwar Klassisches. Friedrich Gulda, die Galionsfigur des in keiner Weise aufs Klavier fixierten Festivals, weilte da schon seit sechs Jahren nicht mehr unter den Lebenden.

Was sich in den Folgejahren im Night Club und im Festsaal des Hotels tat, war eine Frischzellenkur – in der Regel mit einer Überdosis Salsa und Anverwandtem, wofür Programmacher Brane Branco eine Vorliebe hatte. Seit 2014 ist Katarina Ehmke am Ball, und auch in diesem Jahr ist die Latin-Dominanz kein Thema mehr bei den acht Konzerten an sechs Tagen. Dieser »Überschuss« ergibt sich übrigens, weil Start und Finale mit dem Festsaal auftrumpfen und es anschließend ab 22 Uhr im Club weitergeht.

»Afrodeeziah« steht auf dem Programm, die aktuelle CD. Ein Quartett erfahrener jüngerer Cracks groovt mal nordafrikanisch mit Marcus an der archaischen Gimbrì (auch Bassklarinette setzt er wunderbar ein), mal als Vorlage für seinen dicken Daumen. Stuhlreihen wären also sicher hinderlich für den dadurch entstehenden Bewegungsdrang des Publikums.

Wer sich für den im Bayerischen Hof wohlbekanntesten Bluesmusiker Robben Ford einen Logenplatz suchen will, sollte auf Miller-Zugaben verzichten und rechtzeitig in den Keller wechseln, wo es auf zeitgemäße Weise bodenständig zugehen wird: ein singender Gitarrist, dazu Bass und Schlagzeug, fertig.

Dienstag und Mittwoch bringen Trompeten-Aficionados in Entscheidungsnot. Oder auch nicht, denn wer den erfrischend flexiblen Modern Jazz des Quartetts mag, mit dem Italiens prominentester Musiker Enrico Rava anreist, muss kein Freund des von elektronischen Klängen und Beats geprägten bis ätherischen Sounds der Nils Petter Molvaer Band sein. In jedem Fall toll: die Slide Guitar von Geir Sundstøl.

Donnerstag und Freitag sind Tastentage. Beim 73-jährigen Kenny Baron ist eher die Frage, mit welcher Jazzgröße seiner Generation er noch nicht gespielt hat. Eine Legende auf der Clubbühne wie vor zwei Jahren Ron Carter, was auf ein höchst gediegenes Konzert hinauslaufen dürfte, nicht unbedingt auf ein spannendes. Das ergibt sich umso sicherer, wenn der kubanische Tastenvirtuose (hier ist der Begriff definitiv angebracht) Gonzalo Rubalcaba seine Band Volcan Trio nennt. Am Schlagzeug der Latin-Drummer schlechthin: Horacio »El Negro« Hernandez. Auch Armando Gola am Bass darf als »real bad guy« gelten, sodass sich jeder Latin-Musiker glücklich schätzen

kann, der nicht bei einem Festival nach dieser Explosion auf die Bühne muss.

Das große Finale beginnt im Festsaal erneut tanzbar. (Über-)reichlich Gesang, Partystimmung, fettester Funk von den Instrumentalisten: Die Brooklyn Funk Essentials nehmen nicht den A-Train. Sie setzen auf »Dance or Die« und »Funk Ain't Ova«. Vom »Jazz Sommer« bleibt hier vor allem der Sommer. Auf originellere Weise ebenfalls nicht im A-Train: Maja Barough aus Tokio mit starkem Entertainment-Tobak und einer Stimmetechnik, die von einer Insel im Süden Japans stammt. Exotisch im schrillen Sinn ...

Nach all dem Professionalismus zwischen Sternstunde und Routine soll hier nicht verschwiegen werden, dass der »Jazz Sommer« seit sieben Jahren ein Programm »am Abend davor« hat. Man trifft dann auf eine sonderliche Band, die sonst nirgendwo spielt. Der hochgradig professionelle Bassist Wolfgang Schmid (Passport u. v. a.) tritt mit Vertretern einer ganz anderen Profession auf: »Münchner Musikkritiker machen Musik« vereint über Jazz schreibende oder ihn moderierende Mitarbeiter insbesondere des BR und der Süddeutschen Zeitung. So bedient denn auch der Verfasser dieser Zeilen an jenem Abend einmal nicht die Buchstaben-, sondern die Klaviertastatur. ||

JAZZ SOMMER IM BAYERISCHEN HOF

Hotel Bayerischer Hof | Promenadeplatz 2-6 | 18. bis 23. Juli
Tickets: 089 2120994

Vormerken!

14. Juni

MKO SONGBOOK

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 20.00
www.schwerereitermusik.de

Das kann ein brillanter Abend werden: Das Münchner Kammerorchester spielt unter seinem künftigen Chefdirigenten Clemens Schuldt die Uraufführung von Nikolaus Brass' »Sei Nacht zu mir – Lieder von SAID« für 2 Violinen, Countertenor und Sprecherin (Ruth Geiersberger). Zur Aufführung kommen außerdem das Schlagzeugkonzert von Minas Borboudakis über das Sternbild der Cassiopeia, David Fennessys »Hirta Round« für Ensemble ohne Dirigenten und das Streicherstück »Sky Limited« der aktuellen Siemens-Preisträgerin Milica Djordjevic.

15. Juni

FRAMELESS 08 – PIANO INTERRUPTED

Einstein Kultur | Einsteinstr. 42 | 20.00 Uhr | Eintritt frei
www.einstein-kultur.de

frameless 08 steht im Zeichen des Wechselspiels von Klassik und Elektronik des Londoner Trios Piano Interrupted, während Jan Thoben und Boris Hegenbarth die Möglichkeiten ausloten, Klang mit einem Video-Synthesizer zu visualisieren. Die polnische Videokünstlerin Magdalena Lazar ergänzt den Abend um ein ästhetisches Gedankenspiel. Wenn die Bäume der Welt Antennen wären: Was würden sie übertragen?

17./ 18. Juni

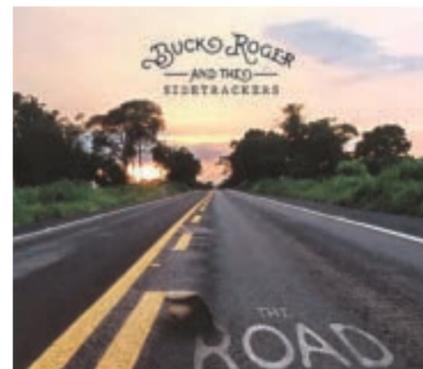
20 JAHRE MGNM

Schwere Reiter | Dachauer Str. 114 | 17.6., 20-24 Uhr
18.6., 17-23 Uhr | www.schwerereitermusik.de

Die Münchner Gesellschaft für Neue Musik feiert ihr 20-jähriges Bestehen mit einem großen zweitägigen Fest: Die MGNM hat 20 Kompositionsaufträge an 20 Münchner Komponisten vergeben. Am Samstag werden die Ergebnisse – also 20 Uraufführungen – durch das eigens dafür gegründete »MGNM-Festivalensemble« unter der Leitung von Peter Hirsch das Licht der Welt erblicken. Die Flut der beteiligten Künstler reicht von 48nord über Peter Michael Hamel, Josef Anton Riedl und Klaus Schedl bis zu Kai Wangler und Klaus-Peter Werani.

Gestern ist das neue Heute

... zumindest bei der famosen Formation Buck Roger & The Sidetrackers. Die Münchner Liveband mit Hang zu vergangener Musik hat jetzt ihr Debütalbum vorgelegt.



Buck Roger & The Sidetrackers: »The Road«
© Spleen Dance Rec.

KRISHA KOPS

Früher war alles besser. Damals durfte man noch im Hörsaal rauchen und mit der Deutschen Mark bezahlen. Und überhaupt gab es da noch einen Willy Brandt. Was die Musik anbelangt, gab es noch Johnny Cash, Sam Cooke und, ja, Tupac Shakur. Ob das alles so stimmt, sei mal dahingestellt. Auf jeden Fall gab es mehr Polka-Dot, 2-Tone, Haarpomade und Hosenträger. Zumindest in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren. Oder eben heute, wenn man sich das Debütalbum »The Road« der Band Buck Roger & The Sidetrackers anhört. Die sechsköpfige Münchner Band verbindet in ihrer Musik Folk, Swing und guten alten Rock'n'Roll mit ein bisschen Heute. The Road ist aber nicht nur eine Straße in die Vergangenheit, sondern auch eine musikalische Rundreise. Manchmal gleicht sie eher einem nostalgischen Ander-Bar-Versinken, umnebelt von Erinnerungen an bessere Zeiten und an den Zigarettenrauch, der damals noch in den Bars hing. Zumeist ist es aber eher ein wildes Tanzen, ein Mädchen-im-Petticoat-durch-die-Luft-Wirbeln zu Texten über Liebe, Freiheit oder die Suche nach sich selbst. Mit Instrumenten von Geige über Standbass bis hin zu Saxofon. Man kann dem Album entnehmen, dass es sich um eine Liveband handelt, die ihre Bühnenenergie und ihre instrumentale Vielfalt auf Platte bändigen will. Und das gelingt ihr auch gut, teils sogar sehr gut. Man kann das Damals eben auch heute noch haben – live oder auf CD. ||

Anzeige

Walther Klemm und Carl Thiemann
Zwei Meister des Farbholzschnitts
Gemäldegalerie Dachau
22. 4. bis 15. 8. 2016

www.dachauer-galerien-museen.de



Blick auf ein Modell des Bühnenbildes von »Viktoria und ihr Husar« | © Christian POGO Zach

»Ein plebejischer Teufelskerl«

Die letzte Musiktheater-Premiere des Gärtnerplatztheaters ist ein Operettenjuwel, das schon längst wieder auf die Bühne gehört hätte.

STEFAN FREY

»Das Zigeunerbaröchen Paul Ábrahám, ein plebejischer Teufelskerl, versteht vollkommen sein Metier und ist um Einfälle nie verlegen«, schrieb die »Süddeutsche Zeitung« am 1. Februar 1949 über den Komponisten, dessen Operette »Viktoria und ihr Husar« zwei Tage zuvor Premiere im Gärtnerplatztheater gehabt hatte. Ein ambivalentes Urteil, das nicht nur typisch ist für die Zeit, sondern auch erklärt, warum diese Aufführung die vorerst letzte einer Ábrahám-Operette am Gärtnerplatz war. Wenn man dem jüdischen Operettenkomponisten aus Ungarn seinen melodischen Empfindungsreichtum schon nicht absprechen konnte, so konnte man ihn zumindest als »plebejischen Teufelskerl« abwerten und mit ihm das ganze Genre, das er repräsentierte: die moderne Tanzoperette der zwanziger, dreißiger Jahre, die noch vor nicht allzu langer Zeit als typisch jüdisches Produkt galt. Es hat seit dieser Aufführung ganze 67 Jahre gedauert, bis das Gärtnerplatztheater sich endlich dazu durchgerungen hat, diesen lang zu Unrecht vernachlässigten Komponisten wieder auf den Spielplan zu setzen. Und es spricht für Joseph E. Köpplingers Umgang mit der ebenso langen Unterhaltungstradition des Hauses, dass er in dessen Chronik damit auch das kurze Kapitel Ábrahám fortschreibt. Schon sein Vorgänger Klaus Schultz war nicht müde gewesen, die Bedeutung des Komponisten hervorzuheben; gespielt hat er ihn freilich nie.

Das schwierige Verhältnis des Gärtnerplatztheaters zu Paul Ábrahám steht stellvertretend für den Umgang mit der Operette im Nachkriegsdeutschland. Das Genre erlebte damals noch einmal eine gespenstische Wiederauferstehung – als Untote des Musiktheaters: nostalgisch zurechtgeschminkt, dezent geglättet, ihrer einstigen Vitalität beraubt. Verflorgen waren Witz und

Leichtigkeit, welche die Operette einst ausgezeichnet hatten und schon im »Dritten Reich« weitgehend abhandengekommen waren. Während das Publikum also in Operettenvorstellungen strömte, blieb die Kulturpolitik reserviert, denn anders als vor 1933 fanden diese Vorstellungen nicht mehr in Privattheatern statt, sondern in hochsubventionierten Staatsbühnen. Auch das Gärtnerplatztheater war 1937 vom Privattheater zur »Staatsoperette« geworden und blieb es bis 1952. In diesem Jahr hatte Staatsopernintendant Rudolf Hartmann auch die Leitung dieses Hauses übernommen, um es nach dem Vorbild von Walter Felsensteins Berliner Komischen Oper als zweites Opernhaus der Stadt zu etablieren. Sein Hauptargument war damals, dass die Operette, da regimekonform, während der NS-Zeit ihre ästhetische Existenzberechtigung verloren habe.

So entstand die paradoxe Situation, dass das Genre, das den Nazis als besonders »verjudet« galt, nun zum zweiten Mal diskreditiert wurde. Das betraf vor allem jene jüdischen Komponisten, die emigriert und verboten waren wie Oscar Straus, Emmerich Kálmán oder eben Paul Ábrahám. Sein Schicksal steht für das der ganzen Gattung, hatte er doch im amerikanischen Exil den Verstand verloren. Als er 1946 mitten im Verkehr der Madison Avenue begann, ein imaginäres Orchester zu dirigieren – im Frack, mit schneeweißen Handschuhen, wurde er ins Creedmoor State Hospital eingeliefert, New Yorks psychiatrische Klinik. Dort wurde eine nicht ausgeheilte Syphilis diagnostiziert und Ábrahám zusammen mit vierzehn anderen Patienten in einen Raum gepfercht. Ab und zu half er in der Küche und fegte die Treppen. Erst nach zehn Jahren gelang es dem Filmproduzenten Alexander Paal, ihn wieder nach

Deutschland zurückzuholen. Bis zu seinem Tod 1960 glaubte er, sich in New York zu befinden.

Ábrahám's Werke wurden damals wieder viel gespielt, doch hätte er sie hören können, er hätte sie nicht wiedererkannt. Statt kühner Klangexperimente und kecker Jazzimprovisationen, die ihn einst berühmt gemacht hatten, sorgten Neuarrangements für eher biedere Schlagertöne. Nicht nur in seinem Fall war die Originalinstrumentation vieler Werke im »Dritten Reich« vernichtet oder verloren worden, selbst die seines ersten großen Erfolgs »Viktoria und ihr Husar«. Erst 2012 konnte sie anhand der erhaltenen Orchesterstimmen von Matthias Grimminger und Henning Hagedorn rekonstruiert werden. Seitdem liegen Ábrahám's wichtigste Werke wieder in ihrer ursprünglichen Form vor und erleben eine richtiggehende Renaissance. Barrie Koskys fulminante Inszenierung seines »Ball im Savoy« an Berlins Komischer Oper 2013 kam dabei sicher einer Initialzündung gleich. Dass nun das Gärtnerplatz mit »Viktoria und ihr Husar« folgt, ist umso erfreulicher, als diese Operette noch wilder, eklektizistischer und moderner ist: eine Melange von Jazz und Csárdás, Sentiment und Erotik, Revue und Operette, die nur von einem großen Theater adäquat zu besetzen ist. Schon 1930, im Jahr der Uraufführung, schrieb ein Wiener Kritiker: »Paul Ábrahám (ich sage es mit gezogener Hut) ist ein Richard Strauss der modernen Operette, stellenweise sogar ein Strawinsky!« ||

VIKTORIA UND IHR HUSAR
Prinzregententheater | 16. (Premiere), 18., 21., 22., 24., 25. Juni | 19.30 Uhr | 19. Juni | 18 Uhr | Tickets: 089 21851960



Cora Pavelic (Das süße Mädel) und Shigeo Ishino (Der Gatte) | © A.T. Schaefer

Unbefriedigte Paare – hinreißend

Schnitzlers »Reigen« als Oper in Stuttgart

Schnitzlers »Reigen« als Oper, in der Musik des Belgiers Philippe Boesmans, inszeniert von Nico-and-the-Navigators-Chefin Nicola Hümpel: Tatsächlich ist dieser Abend an der Stuttgarter Oper einer der tollsten, den man seit langem erlebt hat. Die Geschichte ist bekannt, es geht um Sex, Hoffnung, Verzweiflung und Frustrationen im paarweisen Zusammensein – aber wie! Die Bühne von Oliver Prose ist ein Augenschmaus per se, fast wähnt man sich im Figurentheater, so gelungen greifen Elemente ineinander, schaffen neue Räume aus bestehenden und bleiben doch miteinander verbunden, wie es sich für einen Reigen eben gehört. In diesem Drehbühnensetting suchen zehn Personen nach der Liebe. Jedes Paar hat seine Musik, die vom »Salome«-Zitat bis zur Wagner-Parodie reicht. Die vielschichtige, humorvolle, expressionistische Theatermusik eröffnet eine eigene narrative Ebene mit eingängigen Passagen, suggestiven Überraschungen, dann wieder kontrastierenden, schroffen Passagen. Die Sänger sind durchwegs sensationell, kein Moment, der ausbricht, und was besonders

beeindruckt: Sie sind keine Schablonen, sondern sie spielen ihre Rollen außerordentlich überzeugend. Wie das »süße Mädel« in all seiner Üppigkeit über den Tisch robbt oder die »Sängerin« mit ihrer schicken Badekappe den »Dichter« mit Fango einschmiert, ist hinreißend. Während die ständige Videoüberflutung auf den Bühnen oft nur noch nervt, wird sie hier zu einer klugen Möglichkeit, die Protagonisten auch aus anderen Perspektiven zu erleben. Das elegisch tanzende Paar,

das die Bilder als Schwarz-Weiß-Film verbindet, wäre demnach das Ideal, dem alle Paare unbefriedigt hinterherleiden. Ein Ausflug über den Münchner Tellerrand hinaus schadet nie. Eine kleine Reise zum Stuttgarter Opernhaus ist jedem zu empfehlen. Was Jossi Wieler als Intendant dort ermöglicht, sollte man sich unbedingt anschauen, solange er das Haus noch leitet. Also noch bis zur übernächsten Spielzeit. Und vielleicht kommt Nico Hümpels »Reigen« dann auch wieder ins Programm. || cp

Anzeigen

7 DOIGTS DE LA MAIN
CUISINE & CONFESSIONS 28.06.
COMPAGNIE ACCORAP
THE ROOTS 05.07.
KLEIN / MOHAMED / RUSSO / WANNA
BAVARIAN SUMMIT 13.07.
6 TANZSTUDIOS
MADE IN FFB 24.07.
DADA MASLO – DANCE FACTORY JOHANNESBURG
SWAN LAKE 29.07.
DADA MASLO – DANCE FACTORY JOHANNESBURG
CARMEN 30.07.

TANZFESTIVAL • JUNI/JULI 2016

dancefirst

VERANSTALTER: THEATERVEREIN FÜRSTENFELDBRUCK
veranstaltungsforum fürstentfeld www.dancefirst.de

Neue Galerie Dachau

AUSSEN- UND INNENANSICHTEN

Holzschnitte von Jan Brokof und Susanne Hanus

13. Mai bis 17. Juli 2016

www.dachauer-galerien-museen.de

Mein lieber Herr Gesangsverein!

»Die Meistersinger von Nürnberg« an der Staatsoper erweist sich als Zusammenkunft großartiger Sänger.

MAXIMILIAN THEISS

Stehen Richard Wagners »Meistersinger« auf dem Spielplan, sind erst einmal alle Augen auf die Regie gerichtet. Schuld daran sind nicht zuletzt die paar Schlussminuten der vierstündigen Oper, wenn das Hohelied auf die deutsche Kunst gesungen wird. Da schaut man angesichts des Antisemitismus des Komponisten und der Rezeptionsgeschichte durch die Nazis ganz genau hin. Einmal entschied man sich, die Musik während dieser Passage aussetzen zu lassen, ein andermal mussten sich Sänger Nazikostüme überstülpen, und August Everding machte daraus einfach eine Bierzeltrede. David Bösch, der die zwölfte »Meistersinger«-Inszenierung seit der Uraufführung an diesem Haus verantwortet, meinte bereits im Vorfeld sehr treffend, man könne aufgrund der letzten drei Minuten keine Konzeption entwickeln, und verweigerte eine Haltung.

Gleichzeitig steht aber auch die Frage im Raum, ob Bösch denn überhaupt ein Konzept hatte. Kostüme und Requisiten bündeln sich da zu einem Patchwork der BRD-Nachkriegszeit: ein paar Petticoat-Mädchen, die eifrig aus ihren Coca-Cola-Flaschen trinken, stehen für die fünfziger Jahre, während die angedeutete Plattenbau-Tristesse, ein antiquierter Zigarettenautomat oder Pogners Limousine allesamt wie Souvenirs aus den darauffolgenden Jahrzehnten wirken, kurzum: Bösch hat Zeit und Ort so vage gewählt, dass direkte Bezüge zu einem bestimmten Zeitgeist oder ein konkretes Umfeld nicht möglich sind. Immerhin macht man sich so als Regisseur unangreifbar, allerdings auf Kosten einer zündenden, grundlegenden Idee.

Die Unbestimmtheit der Regie hat jedoch eine bezwingende Analogie zur Oper selbst. Denn das Nürnberg der Reformationszeit, in die Wagner die Handlung setzte, ist letztendlich auch nur Kulisse, ohne dass irgendwelche guten alten Zeiten heraufbeschworen werden. Stattdessen ist das bestimmende Thema der Oper die Musik selbst, um die es bei den Meistersingern nicht gut steht: Die Kunst der Nürnberger Sänger wird nicht mehr so geachtet wie früher. Das mag vielleicht auch daran liegen, dass ihre Musik inzwischen so klingt wie ihre Berufe: handwerklich. Pünktlichkeit und Anwesenheitspflicht sind wichtigere Tugenden als Kreativität oder Genialität, musikalische Regeln werden beachtet, aber nicht hinterfragt.

Kein Wunder, dass Sixtus Beckmesser in dieser Gesellschaft hohes Ansehen genießt, denn er ist fraglos der Hardliner in der Erfüllung des musikalischen Regelwerks. Da Wagner diese Figur sehr lebensecht geformt hat (jeder Mensch kennt den nervigen, intriganten, aber doch irgendwie putzigtrotteligen Beckmesser, dessen Lebensaufgabe aus dem kopf-

losen Erfüllen sämtlicher Pflichten besteht), ist der Weg zur komödiantischen Lachnummer auf der Bühne recht kurz. Markus Eiche jedoch interpretiert seinen Beckmesser als hochgradig tragische Figur, die um ihre eigene Lächerlichkeit weiß und einfach nur ein bisschen Anerkennung haben will. Als er zum Schluss beim großen Wettsingen im lächerlichen Glitzeranzug erscheint, empfindet man nur noch Mitleid für ihn und kein Amüsement – erst recht nicht, als er sich während der Schlussakkorde selbst erschießt, was Wagner ebenso wenig vorgesehen hat wie einen Stolzling, der zwar die Braut nimmt, aber nicht bei den Meistersingern mitmachen will.

Dank solcher Abweichungen von der Vorlage ist die Inszenierung am Ende dann doch noch schlüssig, was nicht zuletzt am hervorragenden Ensemble liegt. Wer diesen Wettstreit auf der Bühne des Nationaltheaters am Ende gewonnen hat, ist schwer zu beantworten. Jonas Kaufmann hatte bei seinem Rollendebüt als Stolzling in den Höhen seine Mühen, gleichzeitig jedoch jonglierte er mit verschiedensten Stimmcharakteren, sodass der strahlende Ritter am Ende als verträumter, fast schon introvertierter Künstlercharakter auf der Bühne erscheint. Im Grunde ist Stolzling damit die junge, sensible Version des Hans Sachs, jenes lebenserfahrenen und -weisen Schusters, den Wolfgang Koch nicht gar so hinterhältig und aufbrausend gestaltet, wie Sachs sonst so gerne dargestellt wird. Selbst die eher blasse Eva als ausgelobter Preis des Sängerwettstreits gestaltet die Amerikanerin Sara Jakubiak als jugendliches, leicht naives Täubchen und reiht sich mit ihrem hellen, klaren Sopran bestens in die prominente Sängerriege ein, bei der die Nebendarsteller fast schon überbesetzt erscheinen, etwa Okka von der Damerau in der Rolle der Magdalena.

Um einen solchen Facettenreichtum der einzelnen Figuren zu ermöglichen, bedarf es jedoch schon eines Klangkörpers vom Rang eines Bayerischen Staatsorchesters, das sich ganz in den Dienst der Sänger stellt und dennoch in musikalischer Hinsicht die größte Wirkungsmacht der Aufführung hat – Kirill Petrenko sei Dank. Bei seinem »Meistersinger«-Debüt entlockte er den Musikern die schillerndsten Klangfarben und eine perfekt austarierte Dynamik. Mag sein, dass die Musik in Böschs Inszenierung kein Happy End findet – in Petrenkos Händen jedoch wird ihr bis zum Schluss geradezu gehuldigt. ||

Markus Eiche als Sixtus Beckmesser | © Wilfried Hösl



DIE MEISTERSINGER VON NÜRNBERG

Nationaltheater | 28., 31. Juli | 17 Uhr | 30. Sep., 3., 8. Okt. 16 Uhr | Tickets: 089 21851920

Anzeige

DEIN BLAUES WUNDER

Tollwood

29. Juni – 24. Juli 2016 • Olympiapark Süd • München

MUSIK-ARENA

- 29.06. James Bay spec. guest: Joseph
- 30.06. Frank Turner & The Sleeping Souls
- 01.07. Die Lochis spec. guest: Mike Singer
- 02.07. Trailerpark Open Air 2016
- 03.07. Die CubaBoarischen
- 04.07. Harry G (ausverkauft)
- 05.07. ZZ Top spec. guest: Ben Miller Band
- 06.07. Avantasia
- 07.07. Jan Delay & Disko No. 1 spec. guest: Main Concept
- 08.07. Bilderbuch
- 09.07. Dieter Thomas Kuhn & Band
- 10.07. Beirut
- 11.07. Anastacia
- 12.07. Element of Crime spec. guest: Tom Schilling & The Jazz Kids
- 13.07. Melody Gardot
- 14.07. WIRTZ
- 15.07. Warren Haynes | Jesper Munk spec. guest: Henrik Freischläder Trio

- 16.07. Schmidbauer & Kälberer laden ein: Wolfgang Buck
- 17.07. Niedeckens BAP
- 18.07. Jamie Cullum spec. guest: San2 & His Soul Patrol
- 19.07. Deep Purple
- 20.07. Sarah Connor
- 21.07. Wanda (ausverkauft)
- 22.07. Mark Forster & Namika spec. guest: LOT
- 23.07. PETER CORNELIUS & Band spec. guest: RINGLSTETTER
- 24.07. Rea Garvey spec. guest: The Coronas

ARTGERECHTES MÜNCHEN

Mit dem Aktionsbündnis »Artgerechtes München« engagiert sich Tollwood mit zahlreichen Unterstützern dafür, dass im Wirkungskreis der Stadt nur noch Fleisch aus artgerechter Tierhaltung auf den Teller kommt. Machen auch Sie mit! www.artgerechtes-muenchen.de

Das Festival ist täglich geöffnet von 14 – 1 Uhr, Sa/So ab 11 Uhr. Bitte nutzen Sie die öffentlichen Verkehrsmittel.

THEATER

The AniMotion Show 29.6. – 2.7.
 Sticks, Stones, Broken Bones 30.6. – 6.7.
 A Simple Space 8.7. – 12.7.
 Face Nord 14.7. – 23.7.
 CAVEMAN 8./9.7. & 15./16.7.

INFOS & TICKETS:
 0700-38 38 50 24
www.tollwood.de

Karlstraße 6: Sachlich bleiben statt kopflos gehen

Die Architekturfakultät der Hochschule München soll ihr altes Quartier an der Karlstraße, wo auch die Fakultäten für Bauingenieurwesen und Geoinformation untergebracht sind, verlassen und ins Irgendwann-Kreativquartier umziehen. Die künftigen Architekten und ihre Dozenten wollen aber nicht.

CHRISTIANE PFAU

Zu den Einrichtungen, die das geplante Kreativquartier beleben sollen, zählt jetzt neben dem Smart-City-Projekt der UnternehmerTUM (TU München und BMW) auch die Architekturfakultät der Hochschule München. Die Studenten und Dozenten der Fakultät möchten aber weiterhin in der Karlstraße bleiben – nicht aus Gewohnheit und Bequemlichkeit, sondern weil dort ideale Arbeitsmöglichkeiten bestehen und vor allem eine gelebte Nähe zu den Institutionen des Kunstareals und der Architekturgeschichte in Bayern herrscht. Das Präsidium der Hochschule und das Kultusministerium haben sich für den neuen Standort ausgesprochen, aber offenbar völlig über die Köpfe der Hochschüler und ihrer Professoren hinweg. »Fast hat man den Eindruck, als solle Kreativität durch Umpflanzen einer Institution auf dem Reißbrett produziert werden, ohne die Bedürfnisse der Betroffenen zu erkunden oder einzubeziehen«, sagt Karl R. Kegler vom Freundeskreis der Architekturschule in der Karlstraße. Der geplante Umzug scheint vor allem ein bürokratischer, von der Hochschulleitung beschlossener Akt der Zentralisierung zu sein. Die Diskussion um räumliche Qualitäten, Freiräume oder Potenziale der Vernetzung hat bislang nicht stattgefunden. Die Studentenvertreter und das Studentische Parlament der Hochschule München setzen sich entsprechend vehement für den Erhalt des bisherigen Standorts in der Karlstraße ein. »Angehende Architekten brauchen während ihrer Ausbildung Arbeitsräume, die in der aktuellen Planung im Kreativquartier nicht vorgesehen sind. Die Pläne für das neue Gebäude, das einmal die Architekturfakultät aufnehmen soll, sind für uns nicht nachzuvollziehen. Einen tatsächlichen Gesprächskontakt zwischen der Verwaltung und den Leuten, die vom Umzug betroffen sind, gibt es nicht«, sagt Markus Mießlinger, Vorstand des Studentischen Parlaments der Hochschule München.

Es ging doch: erfolgreiches Bürgerengagement

Der Umzug scheint umso grotesker, wenn man die Geschichte der Adresse betrachtet: Das Gebäude in der Karlstraße, das die Architekten mit zwei weiteren Fakultäten nutzen, ist wie ein Maßanzug auf die Bedürfnisse einer Architekturschule zugeschnitten. Das Haus aus den 50er Jahren führt den Studenten tagtäglich vor, was gute Architektur bedeutet: ein Ort zu sein, der Zeiten und Moden überdauert, eigenständig in der Ästhetik, geradezu dramatisch in seiner Sachlichkeit, die ebenso elegant wie leichtfüßig



Oben: Gebäude Architekturschule Karlstraße, Aula, 2014 | unten: Gebäude Architekturschule Karlstraße, Lichthof 1. Bauabschnitt, 2014 | © Tania Reinicke und Ekkehart Bussenius (2)

daher kommt. Dass dieses Haus hier steht, ist einem frühen Beispiel bildungspolitischen und bürgerschaftlichen Engagements in Bayern zu verdanken. Während der Nachkriegszeit forderten die Studierenden der damals noch kriegszerstörten Staatsbauschule, die zu dieser Zeit provisorisch in der Giselarealschule untergebracht war, so lange und fantasievoll eine angemessene Unterkunft, bis sich das Land Bayern dazu entschloss, einen Architekturwettbewerb

für ein Neubauprojekt durchzuführen. Das Engagement der damals aktiven Gruppe von Studierenden dokumentiert, wie demokratische Praktiken nur wenige Jahre nach der NS-Diktatur eingeübt wurden. Der demokratische Geist dieser Aufbruchsjahre spiegelt sich auch im Bau selbst: Das Haus in der Karlstraße 6, insbesondere sein erster Bauabschnitt, der nach Plänen der Architekten Franz Ruf, Adolf Peter Seifert und Rolf ter Haerst in den Jahren 1954 bis 1957

errichtet wurde, überzeugt durch seine besonderen räumlichen und funktionalen Qualitäten. Die Öffnung des Erdgeschosses nach außen, die Lichthöfe im Inneren, die Aula und nicht zuletzt die großzügigen Verkehrsflächen fördern Kreativität und Kommunikation innerhalb der Schule und mit der Öffentlichkeit. Der Lichthof mit seinem enormen Raumvolumen bildet das Zentrum der Schule und bietet mit seinen Galerien den perfekten Rahmen für Ausstellungen, Präsentationen und Vorträge. Dieser Innenraum ist in München absolut einmalig.

Der Weg, auf dem sich die damaligen Protagonisten »ihr« Haus erkämpft haben, wird derzeit von einem Team der Architekturfakultät unter Einbeziehung von Zeitzeugen erforscht.

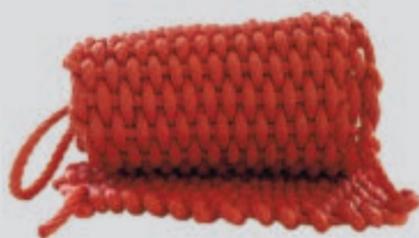
Zentralisierung ohne Nachhaltigkeit?

Dass die Hochschule München für ihre Fakultäten mehr Platz braucht, weil sie kontinuierlich wächst, ist bekannt. Die Errichtung eines Neubaus am Campus Lothstraße ist eine unmittelbar naheliegende Lösung, die aber mittel- und langfristig nicht ausreichen wird, um die Raumprobleme zu beheben. Reserveflächen sind nach Errichtung des aktuell vorgesehenen Neubaus kaum noch vorhanden. Es ist also absehbar, dass wenige Jahre nach einer aufwendigen Zentralisierung, die für die Architekturfakultät viele wichtige und gelebte Bezüge zum Kunstareal zerschneidet, eine erneute Phase der Dezentralisierung notwendig wird. Das Gebäude an der Karlstraße bietet genug Raum für die Fakultät Architektur. Nach dem Umzug der Fakultäten Bauingenieurwesen und Geoinformation stünde in innerstädtischer Lage ausreichend Fläche zur Verfügung, die für die interdisziplinäre und internationale Vernetzung genutzt werden könnte.

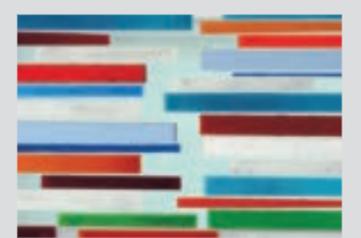
Baumeister der Zukunft: Architekten mit Realitätsbezug

Heute liegt ein Schwerpunkt der Architekturausbildung im Bauen im Bestand. Leitbild der Stadtplanung ist ein Anknüpfen an die Strukturen der »europäischen Stadt«. Wo könnte eine Architekturfakultät also besser liegen als an einem Ort, der die Nähe zu einer historischen Innenstadt mit dem Wiederaufbau der Nachkriegsjahre verbindet? Wer in Zukunft auf kompetente Architekturabsolventen hofft, für die Stadtplanung und Stadtgestaltung keine bloßen Schlagworte sind, sollte entsprechende Standorte der Lehre erhalten. Denn wenn es am Verständnis dafür schon mangelt, was hat man dann erst für die Stadt der Zukunft zu befürchten? ||

PETRINE VINJE
Z.E.I.C.H.(N.)E.N.
12.5.–22.6.2016



ROLAND SCHÖN
DREIZEHN, EINUND-
DREIßIG / 16.6.–1.8.2016



Quint Buchholz: MORGEN



Quint Buchholz | Morgen (V.) | 2014 | Acryl auf Papier | 45,6 cm x 32,6 cm | © Quint Buchholz

Das ist es doch, was wir im Moment am liebsten täten: Aus dem Fenster direkt ins Blaue treten, voller Vertrauen, dass auch beim Rückwärtssalto nichts schiefeht. Der Münchner Maler Quint Buchholz verbindet Gedanken zu Bildern, die die Realität um vieles reicher machen: um die Möglichkeit, den Alltag zu sprengen, den schönen Haidhauser Altbau in einer Umgebung wahr zu machen, die alles hat, was wir uns herbeiträumen, nämlich das Meer vor der Tür, lange verlässliche Sommer, die schon morgens warm beginnen und auch am nächsten und am übernächsten Tag dasselbe Glück verheißen. Es ist die Sehnsucht nach den hellen Tagen, die den Betrachter einspinnt. Vielleicht ist morgen der Tag, an dem wir durch die Luft fliegen, in doppelten Loops, so elegant wie unaufgeregt.

Quint Buchholz arbeitet seit 1979 als Maler, Illustrator und Autor für deutsche und internationale Verlage und hat seitdem über vierzig Bücher illustriert, für die er zahlreiche Preise bekommen hat. 2015 wurde er mit dem »Premio Letteratura Ragazzi 36«, Premio Speciale Albo Illustrato (italienischer Sonderpreis für das beste illustrierte Kinderbuch) für »Nel paese dei Libri« (Im Land der Bücher) ausgezeichnet. Seine Bilder sind in Ausstellungen zu sehen, manchmal auch als Bühnenbilder zu bestaunen oder als Animation. || cp

4. Juni | 20 Uhr | Stockmannsaal im Ludwig-Thoma-Haus | Augsburgs Straße 23, 85221 Dachau

5. Juni | 19 Uhr | Konzertsaal der städtischen Sing- und Musikschule | Neuberghauser Str. 11, 81675 München

Das Münchner Vokalensemble Canzone 11 präsentiert sein neues Konzertprogramm »Augenmusik – Die Renaissance des Madrigals«. Die Gesangsstücke von Michelangelo Rossi, Clement Jannequin, John Hoybye und Pelle Gudmundsen-Holmgreen werden von einer Bildanimation von Quint Buchholz begleitet.



Aus dem Blauen Album – John Jabez Edwin Mayall | Edward, Prince of Wales, und Prince Alfred, Osborne House, Isle of Wight | August 1855 | Albuminpapier | Schenkung Lotte Hoffmann-Kuhnt, 2015

Absolut sammelwürdig! Fotos sind Dokumente, Souvenirs und künstlerische Weltmodelle. Was der Fotosammlung des Stadtmuseums bisher noch gefehlt hat, zeigt eine Auswahl-Präsentation ihrer Erwerbungen des letzten Jahrzehnts.



Silke Grossmann | (Cynthia Beatt, Arme und Wasserrinnsale) Dessauer Straße, Berlin | 1982 | Gelatineentwicklungspapier | Schenkung Silke Grossmann, 2015 | © Silke Grossmann

Die Söhne der Königin und der tätowierte Postläufer

THOMAS BETZ

Die größte Fotosammlung der Welt mit einer Million materieller Objekte soll zukünftig im Londoner Victoria and Albert Museum zugänglich gemacht werden. Aber das erst 1963 eröffnete Fotomuseum im Münchner Stadtmuseum kann da durchaus mithalten: mit seinem Bestand von 850 000 Fotografien. Den größten digitalen Bilderschatz allerdings (und die passende Software) besitzt natürlich die NSA, die täglich Millionen Bilder sammelt und für die Gesichtserkennung filtert. »Ich möchte einmal ein Gedicht darüber schreiben, auf wieviele Fotos und Filmen ich zufällig mit drauf bin«, sagt Wilhem Meister in Peter Handkes Filmerzählung »Falsche Bewegung« (1974). Heute hätte er viel zu tun. Ein Massenmedium freilich wurde die Fotografie schon rasch nach ihrer Erfindung: mit Ansichten von Sehenswürdigkeiten und mit Bildnissen von Menschen. Porträts machen denn auch einen Großteil dieser Ausstellung im Stadtmuseum aus, die 220 Beispiele von Erwerbungen der letzten zehn Jahre versammelt.



Exotik aus dem Fotostudio – Anonym | Japanischer Postläufer | um 1885 | Albuminpapier, koloriert | Ankauf Antiquariat Felix Lorenz, 2009 | © Münchner Stadtmuseum (2)

Das Fotoalbum der Queen

In der dunklen Kammer gegenüber dem Eingang finden sich Daguerrotypen um 1850 und als besonderes Highlight Porträts aus den Alben des königlichen Bibliothekars, Privatsekretärs und Gesellschafters Dr. Ernst Becker am Hof von Königin Victoria. In einem Film wird das blaue Album aufgeblättert und kommentiert, im Dialog von Sammlungsleiter Ulrich Pohlmann und Spezialist Dietmar Siegert. Die Aufnahmen, teils in Probeabzügen, existieren sonst nur ein einziges weiteres Mal, nämlich in den Royal Collections in Windsor. Denn fotografiert wurden zwischen 1850 und 1865 die Familienmitglieder, Schlösser, Ferienaufenthalte und das Dienstpersonal ja im Auftrag des Hofes. Hier lohnt, wie auch sonst, ein wacher Blick auf die Details: Eine feine Linie etwa zeigt an, dass ein Faden die Hand in der Höhe fixiert hat, um bei der langen Belichtungszeit unkönigliche Unschärfe zu vermeiden. Ein Album soll Becker von der Queen als persönliches Geschenk erhalten haben, die anderen legte der selbst fotografierende Naturwissenschaftler und Prinzenzerzieher wohl eigens an. Als Schenkung einer Nachfahrin Beckers, Lotte Hoffmann-Kuhnt, kam der Schatz nun ins Stadtmuseum. Die Bedeutung des Hofes und Kronprinz Edwards für die Fotogeschichte scheint in einer anderen Vitrine nochmals auf, da der Fotograf Francis Bedford 1862 die Reise Edwards durchs Heilige Land begleitete und eine Dokumentation von Bauwerken und Ansichten anfertigte.

Die bedeutendste Erwerbung der letzten Zeit ist natürlich die schon verschiedentlich präsentierte Sammlung Dietmar Siegert mit 8400 Bildern zum Thema Deutschland im 19. Jahrhundert. 11 Aufnahmen daraus bilden eine Unterabteilung der Aus-



Herlinde Koelbl | Monika E., München, aus der Serie »Das Deutsche Wohnzimmer« vor 1980 | Gelatineentwicklungspapier | Ankauf Herlinde Koelbl, 2012 | © Herlinde Koelbl

stellung, die in acht Kapitel gegliedert ist: das Porträt 1845–1945, das zeitgenössische Porträt, Stilleben, Architekturdarstellungen, Bilder der Ferne. Man merkt, das ist nicht trennscharf. Denn »Das Prinzip des Seriellen«, mit dem die Schau im ersten Raum beginnt und endet, überschneidet sich mit dem Genre Porträt, speziell in seinen zeitgenössischen Ausprägungen. Die handkolorierten Studioaufnahmen, die »Japan in der Meiji-Zeit« typisieren, sind teils in Serien hergestellt und werden zu individuellen Serien in Souveniralben gebündelt, sind zugleich »Bilder der Ferne« wie

die exotischen, exotisierenden Ansichten von Wasserkrüge auf dem Kopf tragenden Fellachinnen am Nil um 1875 oder die erotisch inszenierten sizilianischen Jünglinge Wilhelm von Gloedens um die Jahrhundertwende.

Vom Haben und Wollen, Fehlen und Finden

Eine Fotografiegeschichte will die Ausstellung nicht bieten, das eigene Sammeln aber wird nicht offensiv und instruktiv genug behandelt. Denn der Besucher ist mit dem Selbstverständnis und der Tradition der Institution nicht so vertraut wie seine Macher.

Was einst als Technikmuseum mit vielen Kameras begann, entwickelte sich erst ab den 1970er Jahren zu einer Sammlung der Kulturgeschichte und Gebrauchsweisen der Fotografie. Das wurde die »Sammlung Fotografie«, wie sie heute heißt, vor allem durch Erwerbungen von Fotos, Sammlerbeständen und Fotografennachlässen: des Münchner Fotografen und Emigranten Joseph Breitenbach, der Sammlung Uwe Scheid zum 19. Jahrhundert, der Nachlässe und Archive von Frank Eugene Smith, Philipp Kester, Herbert List, Thomas Hoepker, Stefan Moses, Regina Relang. Und durch das gesteigerte Engagement, zeitgenössische Positionen zu präsentieren. Die aktuelle Ausstellung schreibt diese Tradition jetzt fort, bedeutende Zugänge, neben Siegerts Sammlung, sind etwa der Nachlass des Fotografen Hermann Landshoff und die Schenkung der zeitgenössischen Kollektion des Münchner Privatsammlers Wolfgang Begatik. 220 Bilder also von über 75 Fotografen wurden aus den Erwerbungen des letzten Jahrzehnt ausgesucht. Die Quelle der Exponate ist jeweils vermerkt, aber so recht wird nicht deutlich, welchen Umfang die diversen »Sammlungen« und »Schenkungen« haben, was sie auszeichnet. Kenner wissen vielleicht den Rang mancher Motive oder künstlerischen Konzepte, dieser oder jener Aufnahme im Œuvre bereits im Bestand vertretener Hausheiliger einzuschätzen: die stereofotografischen Stadtansichten des Münchner Hoffotografen Joseph Albert beispielsweise, oder wenn die Münchner Institution Frank Eugene Smith den Mitbegründer des Piktoralismus, Alfred Stieglitz, porträtiert. Ankäufe aus Antiquariaten

und bei Auktionshäusern implizieren ein starkes Begehren des Sammlungsleiters Pohlmann: dass hier eine Lücke gefüllt, eine neue Verbindung hergestellt werden konnte, dass damit einzigartige Qualität oder eine Rarität ins Haus kam. Etwa im Falle der Schuttatmung durch Arbeiter in Pompeji 1892 – mit der Bemerkung »eine ähnliche Aufnahme im Getty Museum, Los Angeles«. Manches schöne Wiedersehen des Besuchers mischt sich ins Erstaunen und Erforschen des Nebeneinander-Vielerlei: Silke Grossmann hat ihre ganze Ausstellung von 1993 geschenkt, gezeigt werden jetzt 12 ihrer Körperstruktur-Ausschnitt-Kompositionen. Aus der Serie »Das deutsche Wohnzimmer« von Herlinde Koelbl ist Alexander Kluge inmitten von Büchern, Aktenordnern und Geräten bei geschlossenem Rollladen zu sehen, daneben ein moderne

Kunst sammelnder Professor in seiner prestigeträchtigen Wohnlandschaft und die Wohn-Küche der Monika E.

Zum Sammeln gehört das Bewahren und Pflegen; dieses letzte Kapitel ist im hinteren Raumteil wie ins Wartezimmer (mit einem Büchertisch von Sammlungskatalogen) abgeschoben, neben der Technik des Gummi- und Bromöldrucks um 1900 und zeitgenössischen Großformaten. Aber Zeit sollte man sich ohnehin nehmen: Die Ausstellung ist doch eine kleine Sensation. Weil jedes dieser Fotos ein Ereignis ist, eine Welt für sich in unser aller Kosmos einander ohne Ende übertrumpfender und überlagernder Bilder. Ein Abenteuer, wenn man im Durcheinander den Blick einstellt. ||

GESCHENKT. GEKAUFT. GEFUNDEN. ANKÄUFE UND SCHENKUNGEN DER LETZTEN ZEHN JAHRE

Münchner Stadtmuseum | St.-Jakobs-Platz 1 | bis 31. Juli Di-So 10-18 Uhr | Kuratorenführung: **8. Juni**, 17 Uhr | Vorträge zum Thema Sammeln: **15. Juni**, Peter Piller, »Vorzüge der Absichtslosigkeit«; **21. Juni**, Dietmar Siegert mit Ulrich Pohlmann, »Heißt Sammeln Ordnen?«; **5. Juli**, Ruth und Peter Herzog: »Skizzen einer Sammlung«; jeweils 19 Uhr, 3,50 Euro Abendticket inkl. Eintritt bis 20 Uhr | www.muenchner-stadtmuseum.de

Anzeige



ERIKA WÄCKER-BABNIK

Rund siebzig Galerien gibt es in München. Zusätzlich ermöglichen zahlreiche Institutionen die Begegnungen mit zeitgenössischer Kunst. Eine aktuelle Auswahl bei freiem Eintritt.

JULIA SCHAMBECK

Architekturfotografie

Klaus Spindler Kunsthandel | Baaderstr. 45 bis 25. Juni | Di-Fr 11-18, Do 11-20, Sa 11-14 Uhr

Die Baaderstraße ist eine der Münchner Adressen für Antiquitäten und Vintage-Objekte. Mit Bedauern muss man zusehen, wie sich die Zahl der schönen Läden allmählich dezimiert. Anlass, eine der alteingesessenen Kunsthandlungen zu besuchen, bietet derzeit der Klaus Spindler Kunsthandel mit einer Sonderausstellung von Architekturaufnahmen der Münchner Fotografin Julia Schambeck. Zu sehen sind 35 groß- und mittelformatige Abbildungen von repräsentativen Innenräumen – vor allem Sakralräumen, Museen, Bibliotheken –, die zumeist in Zusammenhang mit den jeweiligen Bau- oder Renovierungsaufträgen der Architekten für diese Räume entstanden sind.

Seit mehr als 35 Jahren betreibt Klaus Spindler seinen Kunsthandel für Antiquitäten, spezialisiert auf die Kunst des Klassizismus, vor allem auf Bildhauer des frühen 19. Jahrhunderts. Julia Schambecks Ansichten von der Allerheiligen-Hofkirche in München, der ehemaligen Synagoge in Fellheim sowie modernen Bauten wie der Stadtbibliothek Augsburg und dem Heimatmuseum Starnberg hängen nun in unmittelbarer Nähe zu wertvollem Mobiliar – Stühlen von Architekten wie Karl Friedrich Schinkel, Leo Klenze, Emanuel Seidl –, Büsten bekannter Bildhauer wie Christian D. Rauch sowie Gemälden und Stichen aus der Zeit um 1800. Die Fotografien sind so gehängt, dass sie in sinnvollem inhaltlichen und/oder formalen Bezug zu den Antiquitäten stehen. So findet sich die interessante Baustellen-Dokumentation von der gotischen Wallfahrtskirche St. Maria in Ramersdorf im Raum mit neugotischen Kandelabern und Kunstobjekten. Die Aufnahmen von der Moschee in Penzberg harmonieren in ihrer Farblichkeit mit dem tiefblauen Bezug eines Stuhles aus der Münchner Residenz.

Solche Korrespondenzen lassen die Antiquitäten wie die Fotografien aus anderer Perspektive betrachten, oftmals erhellend, nicht immer zwingend, aber ästhetisch absolut verträglich, nicht zuletzt dank des sachlich-klaaren Blicks der Fotografin. In ihren Bildern wirkt nichts gekünstelt, maniert oder dem Spektakulären preisgegeben. Es sind Aufnahmen, die den Anforderungen der jeweiligen Architektur entsprechen, das Konzept des Architekten spiegeln und die perfekt ausgearbeitet sind. Dass



Julia Schambeck | St. Maria in Ramersdorf | 2014/15 | Pigmentprint, 180 x 61 cm | © Julia Schambeck

sie so lebendig wirken, bedingt die gezielt eingesetzte (natürliche) Lichtführung, vor allem durch Fenster und Durchblicke. »Sie zeigen, dass jeder Raum eine Dynamik hat und über die Grenzen seiner Grundfläche hinausgeht«, so Julia Schambeck. Von ihrer handwerklich akribischen Arbeitsweise zeugt nicht zuletzt eine Vitrine mit zahlreichen Skizzenbüchern mit Probeaufnahmen, Notizen zu Brennweiten und Blenden, womit sich der Kreis zur hohen Handwerkskunst der Antiquitäten schließt.

CHRISTOPH BRECH

ÜBERLEBEN – Installationen im Dialog mit dem Mittelalter

Bayerisches Nationalmuseum | Prinzregentenstr. 3 | bis 10. Juli | Di-So 10-17, Do 10-20 Uhr
DG | Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst
Türkenstr. 16 | bis 9. Juli | Di-Fr 12-19 Uhr

Der Rittersaal ist spektakulär. Das martialische Aufgebot mittelalterlicher Rüstungen, das seit jeher bei Groß und Klein zu den Highlights des Bayerischen Nationalmuseums zählt, ist noch mal getoppt: Um die Handgelenke der wehrhaften Mannen sind Bänder mit fragilen silbern-spiegelnden Luftballons gebunden, die über den Helmen und Speerspitzen schweben – luftige Leichtigkeit gegen schweres



Christoph Brech | Bayerisches Nationalmuseum/ Saal 47 | 2016 | Fineartprint, 85 x 125 cm | © Christoph Brech / VG Bild-Kunst, Bonn 2016

Metall, Kindlich-Heiteres gegen kriegerischen Ernst, moderne Ästhetik gegen alten Glanz. Im Vergleich dazu sind die anderen künstlerischen Interventionen von Christoph Brech in der Mittelaltersammlung des Museums eher subtil. Wären nicht die gelben Tafeln mit den Erklärungen, man könnte manche Arbeit glatt übersehen: etwa den inszenierten Schattenwurf der Weißenburger Madonna im gegenüberliegenden Fenster, mit dem Brech inhaltlich wie formal auf die architektonischen Gegebenheiten der altarförmigen Fensternische Bezug nimmt. Oder das Bild der Sonnenfinsternis, das in vieldeutigen Bezug zur steinernen Christusfigur zwischen den Gestirnen gesetzt ist. Oder die Videoaufnahme von dem irischen Fluss »Barrow«, dessen strudelndes Wasser mit dem geschnitzten Lockenhaar Johannes des Täufers korrespondiert.

Christoph Brech hat sich seit einigen Jahren mit seinen Foto- und Videoarbeiten sowie Rauminstallationen international einen Namen gemacht. Die Auseinandersetzung mit den Themen Zeit, Erinnerung und Vergangenheit führte den Münchner Künstler (*1964) auch immer wieder in Museen und Sammlungen. Ein Jahr lang beschäftigte er sich mit der Mittelalterabteilung des Nationalmuseums, wo man ihn in Kooperation mit der DG zur Ausstellung einlud. Entstanden sind 21 multimediale Interventionen – Video, Sound, Installation – sowie ein Fotozyklus, mit denen er in Dialog mit den Exponaten tritt: durch unmittelbare Eingriffe, durch Veränderungen im Raum, durch Verfremdungen, Inszenierungen und Beleuchtung – immer in unmittelbarem inhaltlichen oder formalen Bezug zum jeweiligen Kunstob-

jekt, immer eindeutig und nachvollziehbar.

Am überzeugendsten wirken die Eingriffe, wenn sie die Exponate mit Distanz reflektieren oder in der Auseinandersetzung mit ihnen etwas Neues entsteht. Etwa der in der DG gezeigte Fotozyklus, der das Bayerische Nationalmuseum und seine mittelalterlichen Schätze wortwörtlich in neuem Licht erscheinen lässt: Figuren im Treppengeländer scheinen im Abendlicht zu tanzen, ein gleißender Lichtreflex betont die Körperachse des laufenden Jesuskindes, der Schatten eines Fenstergitters verfangt sich im Faltenwurf der gotischen Skulpturengruppe. Wie schmal der Grat der Subtilität jedoch verläuft, zeigt die Videoarbeit »Paradise Lost«: Ein Tonrelief mit Adam und Eva nach dem Sündenfall (6. Jh.) wird überblendet von einem Sternflug durch die Galaxie, projiziert in die Form eines schematischen Apfels – es ist das unangebissene Apple-Logo.

MAXIMILIAN ERBACHER / SUSANNE PITTROFF

ZEIGE DEINE WUNDE 2016 / TEIL 1 – Die Markierung des Raumes

Maximiliansforum und Außenraum | Unterführung Maximilianstr./Altstadtring | bis 26. Juni

Mit der Installation »zeige deine Wunde« von Joseph Beuys im damaligen Kunstforum in der Fußgängerunterführung in der Maximilianstraße nahm 1976 der legendäre Münchner Kunstskandal seinen Anfang, der 1979 im Ankauf der Arbeit durch das Lenbachhaus gipfelte. 40 Jahre danach lädt das Kulturreferat jüngere Künstlerinnen und Künstler ins heutige Maximiliansforum ein, Ort, Zeit und Wirkungsgeschichte dieses provokativen Kunstereignisses zu reflektieren. Unter dem Titel »Markierung des Raumes« kreist der erste Teil um die Frage nach der unmittelbaren Situation des Beuys'schen Environments und seiner Wirkung.

Mit wenigen Eingriffen fokussiert Susanne Pittroff die Aufmerksamkeit auf den Raum als Ort des Geschehens: Zehn weiße Schnüre sind sternförmig im Raum verspannt und halten eine weiße Ellipse, die aus Seifenmaterial gegossen ist. Bei geöffneten Türen soll das Seifenstück einen Duft verströmen, der sich wie Schallwellen im Raum und darüber hinaus ausbreitet. Metaphorisch auslegbar zielt »Echo« auf die spezifische bauliche, akustische, olfaktorische Situation der Unterführung sowie auf die Erinnerung an seine Geschichte ab. Im gegenüberliegenden Raum läuft eine Projektion mit historischen Aufnahmen vom Aufbau der Beuys'schen Installation am Originalort von Ute Klophaus aus der Sammlung Klüser. Beim Blick durch die Scheibe spiegelt sich Pittroffs Arbeit und legt sich optisch neben die beiden Bahnen von Beuys.

Man wird sich eines städtebaulichen Unorts bewusst und eines Kunstorts, mit dem die Stadt schon vor 40 Jahren ihr Image der



Susanne Pittroff | ECHO | 2016 | Foto: © Barbara Hartmann

Provinzialität ein Stück weit abstreifen konnte, und den sie bis heute mit leicht subversivem Impetus betreibt. Es ist ein Ort, an dem man sich nicht gerne lange aufhält, der einen immer frösteln lässt und durch den eine Arbeit wie »zeige deine Wunde« mit ihrem schockierenden Appell gegen die Emotionslosigkeit zusätzlich aufgeladen wurde.

Maximilian Erbacher setzt mit seiner Arbeit an der Widersprüchlichkeit des Ortes an: Oberhalb der Unterführung an der Maxi-

milianstraße hat er eine Fahne mit einem Statement im Jargon der Immobilienbranche gehisst: »We believe luxury is best served in small quantities.« Dieselbe Botschaft wandert auf einem gravierten Stein aus Muschelkalk, einem typischen Baumaterial dieser Stadt, über die Nobelmeile. Bis Januar 2017 werden sich noch eine Reihe weiterer Künstlerinnen und Künstler diesem (Kunst-)Ort, dem beuys'schen Vermächtnis und dessen Wirkkraft stellen (www.maximiliansforum.de – 15. Juni, 19 Uhr: Konzeptkunst und ihr Material – ein Podiumsgespräch. Im Anschluss Death Metal Performance von Malte Struck und Mark Wehrmann, Hamburg).

FELICITAS GERSTNER

... time flies – Aquarell und Enkaustik

Gudrun Spielvogel Galerie & Edition | Maximilianstr. 45 | bis 25. Juni | Di-Fr 13-18.30, Sa 11-14 Uhr

Es gibt Ausstellungen, die nehmen einen schon gefangen, bevor man sich dem einzelnen Werk genähert hat. Im Fall von Felicitas Gerstner (*1959 in Ottweiler/Saar) in der Galerie Spielvogel ist es die überraschende Präsentation mit



Felicitas Gerstner | Diary | 2009-2015 | Aquarelle, je 30 x 40 cm | © Felicitas Gerstner

den scheinbar über die Wände tanzenden Bildtafeln und den langen Regalborden an den Raumseiten, auf denen sich Hunderte von aquarellierten Blättern stapeln. Die farbintensive, harmonische Gesamtinstallation, die sich auch über Flur und Nebenraum erstreckt, nimmt in einer Art Retrospektive das vielseitige Werk der Künstlerin in den Blick. Nicht im langsamen Abschreiten will die Ausstellung erfahren werden, sondern im Sich-Drehen und -Wenden, im Vor und Zurück und schließlich im Blättern durch die unzähligen Zeichnungen: ein Work in Progress, das Gerstner 2009 begonnen hat, um in einer Art zeichnerischem Tagebuch einen Schicksalsschlag zu verarbeiten. Hinreißende figurative und abstrakte, intuitiv und mehr oder weniger rasch hingeworfene Notationen, in denen sie sich ganz ihren Stimmungen ergibt. Von Beginn an nicht als Kunstwerk angelegt, hat sich das »Diary« inzwischen zu einem beeindruckenden und zeigenswerten Projekt entwickelt.

Jeden Tag ein Blatt – 2400 Blätter – gelebte Zeit. Ganz anders und doch verwandt damit die Worttafeln, die über eine Wand verteilt sind: ATEM, ZUINNERST, ZEIT, STILLE ... – jeder Begriff ein eigenes Universum, im Zusammenklang Ausdruck für Zeit und Vergänglichkeit. Die milchige Wachsschicht lässt die Buchstaben wie durch einen Gaseschleier erscheinen, dass die starken Begriffe wie hingehaucht wirken und doch dem Leben und seinen Aggregatzuständen irgendwie eine Struktur geben sollen.

Um Struktur geht es Felicitas Gerstner immer wieder, formal am sichtbarsten in den geometrisch angelegten Farbfeld- und Rasterarbeiten in Enkaustik: Bei dieser alten Technik werden Farbpigmente mit flüssigem Wachs gebunden und auf Holztafeln aufgetragen. Das härtende Wachs erfordert ein rasches Arbeiten, und der Aufbau von Schicht um Schicht stellt ein aufwendiges handwerkliches Verfahren dar. Im Ergebnis entstehen Bilder mit weichen Farbverläufen und unregelmäßigen Oberflächen, die der strengen Geometrie entgegenwirken. Beeindruckend sind die Farben, ganz spezielle, teils schräge Mischungen, die in der fein abgestimmten Kombination der Farbwerte den Bildern ihre spezifische Wirkung verleihen oder durch ein speziell ausgeklügeltes Rasterystem eine flirrende, irritierende Räumlichkeit erzeugen. ||

Anzeige

BILDERWELTEN
Buchmalerei zwischen Mittelalter und Neuzeit

3 AUSSTELLUNGEN
BIS 24. FEB. 2017

Mo-Fr 10-17h,
Do 10-20h,
1. So/Monat 13-17h

BSB Bayerische Staatsbibliothek
Information in erster Linie www.bilderwelten2016.de

»Manager Hausmeister



sind Loser, Gewinner«

Zwischen Kontrolle und Katastrophe – die Skulpturen, Installationen und Animationsfilme der Münchner Förderpreisträgerin Veronika Veit prägen sich unvergesslich ein. Ein Besuch.

ANGELIKA OTTO

Veronika Veit, 1968 in München geboren, ist derzeit in ihrer Heimatstadt sehr präsent. Soeben hat sie in der Lothringer13 den Förderpreis Bildende Kunst der Stadt München entgegengenommen. Sie war in der grandios inszenierten Ausstellung »The Haunted House« in der Rathausgalerie vertreten. Die lief noch bis Ende Mai, als auch schon die Ausstellung »no place like home« im Haus der Kunst eröffnete. Gemeinsam mit Arbeiten anderer Künstler aus der Sammlung Goetz zum Themenkomplex des häuslichen Umfelds wird hier auch die Arbeit »die Faust« von Veronika Veit gezeigt.

Unter Kontrolle

Unweit vom Haus der Kunst gelegen, mitten im schönsten Lehel empfängt Veronika Veit strahlend und energievoll inmitten von Skulpturen, Monitoren und an der Wand hängenden Zeitungsausschnitten. Die Längswand des hinteren Atelierzimmers ist in einem auffälligen Grün gestrichen. Hier dreht die Künstlerin vor einem selbst erstellten Greenscreen Teile ihrer Filme. Kontrolle und Kontrollverlust sowie Zeit sind zwei zentrale Themen im Werk Veronika Veits, die sich schon seit Beginn ihrer künstlerischen Arbeit mit unserem Irrglauben beschäftigt, die Dinge unter Kontrolle zu haben. Begonnen hatte das schon 2000 in ihrem Ausstellungsbeitrag zu »Dinge in der Kunst des XX. Jahrhunderts« im Haus der Kunst, in der sie »Schalthebel«, Knöpfe und Hebel mit »Aufforderungscharakter«, so Veit, installierte, die nur fiktiv etwas in Bewegung setzen konnten. Sie wollte darauf aufmerksam machen, wie »wenig wir noch in der Lage sind zu durchschauen, was wir machen. Das fängt ganz einfach beim Strom und computergesteuerten Autos an und erstreckt sich bis zum Internet oder noch unkontrollierbarer, dem Darknet. Wenn wir eine Zeitreise machen würden, könnten wir auf keine der Errungenschaften der Zivilisation mehr zurückgreifen, da wir die Dinge inzwischen nur noch bedienen, aber nicht mehr beherrschen. Vielmehr werden wir durch das Piepsen, Klingen und Vibrieren unserer Geräte gesteuert.«

Fisch und Tisch

Von den Sachen und Alltagsobjekten lenkte Veronika Veit dann ihren kritischen Blick auf die Menschen selbst, wobei der Umschwung nach eigener Aussage auch durch ihre Filme kam. Davon ausgehend veränderten sich auch

ihre Installationen, sodass zu ihrer künstlerischen Signatur heute ca. 1,20 Meter hohe menschliche Figuren gehören. Catchy und hintergründig sind ihre Kurzfilme, in denen sie ihre Lieblingsmedien, Skulptur, Installation und Animationsfilm verbindet.

»Im Gegensatz zu Dokumentarfilmen hat der Animationsfilm für mich ganz viel mit Skulptur und Installation zu tun«, erklärt Veit. »Bei der Animation greift man formal ein. Zum



Veronika Veit | Die Faust (Video-Still) | 2010 | HD-Video, 4:44 min | © Veit (2)

Beispiel hätte ich den Fisch in »die Faust« auch auf den Tisch springen lassen können. Ich habe ihn aber mit einer Stopmotion-Animation erstellt, weil ich die Bewegung skulptural steuern wollte, um so ganz bewusst die Form zu finden, die ich geplant hatte. Auch die Sets baue ich selbst, wenn ich bestimmte surreale, fiktive Umgebungen haben möchte. Insofern ergänzen sich für mich die drei Medien auf ideale Weise.«

In dem schon 2010 gedrehten Animationsfilm »die Faust«, der inzwischen seinen Platz in der Sammlung Götz gefunden hat und aktuell in der Ausstellung im Haus der Kunst zu sehen ist, sitzen Mutter und Tochter beim Garnaufrollen in einem im Stil der 50er Jahre eingerichteten Zimmer. Plötzlich schlägt eine Faust auf den Tisch und ein Fisch springt aus der Kaffeekanne und landet flossenschlagend auf dem Tisch. Die Mutter stopft ihn in die Kaffeekanne zurück, dabei genauestens von ihrer Tochter beobachtet. Der Fisch springt jedoch wieder und wieder aus der Kaffeekanne, bis die Mutter ihm schließlich brutal den Kopf abbeißt und ihn verschlingt, um sich

anschließend die Lippen nachzuziehen. Die kaltblütig agierende Mutter bringt so mit höchster Brutalität die Situation vermeintlich unter Kontrolle, doch zurück bleibt der fragende Blick ihrer Tochter. Absurd, doch auch mit viel Humor inszeniert die Künstlerin so den Umgang mit Tabuthemen in Familien.

»Der Film soll den Umgang mit Gewalt und Kommunikation in den späten 50er Jahren aufzeigen. Alles musste auf einmal wieder

die Kontrollierbarkeit der Zustände, auf der Tonspur sind Ausschnitte amerikanischer Endzeit- und Gruselfilme zu hören, die teilweise auch für die Arbeit »is this a test« verwendet wurden.

Bei dieser zeitgleich entstandenen Arbeit, die Veit in der Rathausgalerie präsentierte, drehen sich nackte Frauenoberkörper immer wieder im Kreis. Ihre Schutzlosigkeit wird dadurch betont, dass sie ihre Brüste mit den Händen bedecken und ihr Kopf fast gänzlich aus einem großen blicklosen Auge besteht. Die Tonspur gibt ihr Murmeln wieder: »Is this a test? Will someone come to rescue us?« Inspiriert wurde Veronika Veit zu diesen Arbeiten von der Bewegung der »Prepper«. Diese horten Vorräte und rüsten sich für die möglichen Krisenzeiten. Ihr Ziel ist es, im Falle einer Katastrophe autark leben zu können. Sie mixen Spezialnahrung und empfehlen unter anderem im Krisenfall auch den Verzehr von Singvögeln. »Es ist ein absoluter Trugschluss zu glauben, wir könnten alles unter Kontrolle haben«, so Veit. »Wir könnten im Notfall nicht plötzlich zu Jägern werden, Fallen stellen und Tiere töten. Wären wir tatsächlich ganz auf uns gestellt, würden die Hierarchien sich vollständig verschieben. Manager wären die Loser und Hausmeister vermutlich die Gewinner.«

In ihrem neuen Film, an dem sie gemeinsam mit Simona de Fabritiis arbeitet, werden Kommunikationsstrukturen im Netz reflektiert. »Eigentlich sind wir zu dem Thema über die erstaunlich zeitverzögerte Kommunikation bei Whatsapp gekommen«, berichtet die Künstlerin, um dann ganz nonchalant eine Kommunikationstheorie der Jetztzeit zu skizzieren. Noch ist nicht sicher, wo das Werk zuerst gezeigt werden wird, doch wir raten jedem, die Augen offen und die Ohren gespitzt zu halten, wenn er durch unser schönes München schlendert. ||

gut sein und vieles wurde unter den Teppich gekehrt. Nicht nur die Nazivergangenheit, auch das persönliche Erleben, die Kriegs- und Familientraumata. Über bestimmte Sachen wurde damals noch weniger gesprochen als heute«, erläutert Veit. »Der Fisch ist eine Metapher für eine schleimige, unkontrollierbare, vielleicht sogar sexuell konnotierte Begebenheit aus der Vergangenheit. Die Mutter gewinnt die Kontrolle zurück, indem sie den Fisch brutal verschwinden lässt.«

Angesichts der Katastrophe

Um Kontrolle und den Irrglauben an die Möglichkeiten der Kontrolle geht es auch in ihrem Video »better times«, das letztes Jahr im Rahmen des RischArt-Projektes im Hauptbahnhof und soeben bei den Nominierungen für den Kunstpreis in der Lothringer13 Halle zu sehen war. In einem Bauwagen werden in einer Videoinstallation zwei Menschen gezeigt, die vor einer Katastrophe geflüchtet waren und vor einer gigantischen Schalttafel die Zeit absitzen. Die Schalttafel verkörpert den Irrglauben an

NO PLACE LIKE HOME – SAMMLUNG GOETZ IM HAUS DER KUNST

Haus der Kunst | Prinzregentenstr. 1 | bis 8. Januar 2017 | Do 10–22 Uhr, Fr bis So 10–20 Uhr | Veronika Veits »die Faust« ist auch auf dem **Fünf Seen Filmfestival** vertreten: im Programm »Das Fremde im Eigenen« am **31. Juli**, Kino Breitwand in Starnberg. Weitere Filme und Werke finden sich auf ihrer Homepage: www.veronika-veit.com

Anzeige

6.6. Code modern #3 Spectralism Gérard Grisey, Tristan Murail, Fausto Romitelli, Georges Aperghis
Ensemble BlauerReiter, Leitung Armando Merino

8./9./10.6. Loop Grid minimal : free : eth : no : wave
3 Abende musikalische Improvisationen – Hornstein, Osvald, Reithmeier, Ress, Schneider

14.6. MKO songbook Nikolaus Brass, Minas Borboudakis, David Fennessy, Milica Djordjević
Münchener Kammerorchester, Dirigent Clemens Schuldt – Michael Hofmeister, Ruth Geiersberger, Richard Putz

17./18.6. #MGNM20 großes Musikfest zum Jubiläum : 20 Jahre Münchner Gesellschaft für Neue Musik : 20 Uraufführungen
MGNM History, Licht Klang Installation, Improvisers Pool, Gastspiel Augsburg, verhört?, MGNM Jubiläumskonzert

5.7. NEOS live Johannes X. Schachtner
Ensemble Zeitsprung, Leitung Markus Elsner – Thérèse Wincent, Tobias Peschanel

8./9.7. Schachabend Kriminal-Oper von Helga Pogatschar
Salome Kammer, Dávid Simon, Cvetomir Velkov, Slava Cernavca, Carlos Duque, Teimuraz Bukhnikashvili

10.7. 70 Jahre Tonkünstler München Komponist_innen interpretieren eigene Werke : Aylin Aykan, Narine Khachatryan, Laura Konjetzky, Meinrad Schmitt, Stefan Schulzki, Eva Sindichakis, Werner Türk, Graham Waterhouse, Steffen Wick

12./13./14.7. Tanz<>Musik 3 Abende Improvisationen an der Schnittstelle von Klangkörper <> Körperklang
Graça Schankula, Lamers, Ott, Schafitel, Varallo <> Geisse, Heinze, Jäger, Janker, Janotta, Pöschl, Varner, Wolfrum

gefördert durch das Kulturreferat der Landeshauptstadt München

schwere reiter
MUSIK
16

www.schwerereitermusik.de

Schwere Reiter München Dachauerstr. 114 089 - 2189 8226

Mit Suppenwürze und LötKolben

Henrik Moor hat viel experimentiert. Er war ein sensibler Porträtist, machte aber keine große Karriere. Das Museum Fürstenfeldbruck würdigt mit einer umfangreichen Retrospektive ein Malerleben im Schatten der Moderne.

THOMAS BETZ

Mit prominenten Namen kann die Ausstellung schon aufwarten. Mit Pablo Casals, Ludwig Thoma und Josef von Sternberg beispielsweise. Den weltberühmten Cellisten porträtierte Henrik Moor 1913 in dynamisch gesetztem Braun und Grau, mit pastosen, vibrierenden Pinselzügen. Casals war einmal zur Sommerfrische in Fürstenfeldbruck; er war mit Moors älterem Bruder befreundet, dem bekannten Pianisten Emanuel Moór, und setzte sich für dessen Kompositionen ein. Emanuel war auch Erfinder eines zweimanualigen Duplex-Coupler-Klaviers, das von Bechstein und anderen großen Firmen gebaut wurde. Musikalisch nicht unbegabt war auch der Maler Henrik Moor, der ebenfalls Klavier spielte, charmante Studien dem Motiv des geliebten Flügels im Salon der bald 9-köpfigen

Familie widmete und in den 1920er Jahren musikalische Themen in avancierte Formen-Cluster-Gemälde umsetzte. Einer der Fäden in dieser Geschichte, die damit beginnt, dass der Vater, Rafael Moór, als Opernsänger und Kantor in Prag tätig war, wo Henrik 1876 geboren wurde, dann in Kékskémét, später in New York, dann in Wien, Zürich und München.

Malerei studiert hat der Sprößling dieser kosmopolitischen jüdischen Familie zuerst in London, auch an der Académie Julien in Paris, und seit 1894 an der Münchner Akademie beim Piloty-Schüler Otto Seitz und bei dem anatomisch versierten Naturalisten Otto Schmid-Reutte. Als Mitglied der Münchener Künstlergenossenschaft nahm Moor seit 1900 regelmäßig an der Ausstellung im Glaspalast teil, spezialisierte sich aber nicht, wie viele in



Henrik Moor | Lesendes Mädchen | Öl/Lwd., 86 x 99 cm Privatbesitz

Selbstporträt | 1928 | Tempera, Mischtechnik/Lwd., 120 x 110 cm | Privatbesitz

Selbstporträt mit Pfeife | 1929 | Mischtechnik/Papier, 57 x 44 cm | Henrik und Emanuel Moor Stiftung

Selbstporträt | um 1935 | Öl, Gouache auf Sperrholz, 42,4 x 40,5 cm | Henrik und Emanuel Moor Stiftung | Fotos: Wolfgang Pulver (4)

schon Findungen Moors nicht immer überzeugen, vielmehr eher Rätsel aufgeben. Den stilistischen Entwicklungen, darunter Gruppierungen mit aufgebrochener Pinselführung, abstrahierten Landschaften sowie »dynamischer Malerei« aus rhythmisierten Formteilen, ist eigens eine zweite Abteilung im Kunsthaus eingeräumt.

Ölfarben und Leinwände waren teuer. Auch

deshalb experimentierte Moor mit selbsthergestellten

Farben und billigen Bildträgern. Er mischte

Pigmente mit Sand, Ziegelstaub, Torf und geriebenem Glas, so-

gar mit Suppenwürze. Die Zuschlagstoffe er-

zeugten eine von Moor gewünschte

ganzlose, stumpfe Oberfläche. Wachs-

partikel wurden auf dem Bildträger mit der

Lötlampe geschmolzen, Farbe mit Kolo-

phoniumstaub versetzt.

Ein weiterer Lebensfaden ist Moors jüdische

Abstammung, die er im »Dritten Reich« verbor-

gen halten konnte und die noch 1995, bei der

ersten Moor-Ausstellung in Fürstenfeldbruck, von

der Familie verschwiegen wurde. Den seit 1934 für

seine Berufsausübung und ebenso 1937 bei der

Übernahme der Malerschule von Oswald

Malura in der Münchner Türkenstraße nötigen

Arier-Nachweis konnte Moor eben nicht bei-

bringen, und es gelang ihm – gedeckt wohl

vom Brucker Landrat – diesen auch für das

Überleben der Familie bedrohlichen Casus zu

verschleppen. Ein spezieller Fall? Die Infor-

mationen zur Aktenlage lohnen die Lektüre

im Katalog. Große Formate gemalt hat Moor

keine mehr und kaum mehr ausgestellt – ein

»Motiv aus Bern« wurde 1937 als »entartet«

aus den Bayerischen Staatsgemäldesammlun-

gen entfernt –, bis er 1940 an einem Blind-

darmdurchbruch starb. Henrik Moor war und

ist also nicht berühmt, sein Malerleben aber

in vielerlei Hinsicht interessant. Denn die

Viten der Künstler, die nicht in den ersten

Reihen des Kanons stehen, sind oft ebenso

aufschlussreich wie die extremeren Aus-

schläge der prägenden Meister der Moderne. ||

der großen Künstlerschar, auf ein gut verkäufliches Genre, schloss sich auch nicht einer avantgardistischen Strömung an, sondern baute seine Karriere zunächst auf sein Können als einfühlsamer Porträtist. 1908 konterfeite er den württembergischen Ministerpräsidenten Wilhelm von Breiting in dessen Hause. 1914 war Moor auf der Biennale in Venedig mit einem Kinderbildnis vertreten. Als nach dem Krieg die künstlerischen Uhren anders gingen und auch die Auftragslage schlechter wurde, experimentierte er – zeitlebens – malerisch weiter für sich selbst, im Schatten der Moderne.

Das meditative Bildnis von Ludwig Thoma in braun-weiß-sonigem Impressionismus hat möglicherweise »Simplizissimus«-Redakteur Hans-Erich Blaich vermittelt, der in Fürstenfeldbruck als Arzt praktizierte und viel mit Moor verkehrte und diskutierte. Auch Blaich (alias Dr. Owlglass) begegnet man in einem versponnenen, verinnerlichten Porträt. Konzentriert, in einem alten Heft von Maximilian Hardens Zeitschrift »Die Zukunft« lesend, setzte der Maler Josef von Sternberg ins Bild, wohl 1929, als der Regisseur nach Deutschland kam, um »Der blauen Engel« zu drehen, und auch zwei Werke Moors kaufte. Porträtiert hat Moor auch seine Malerfreunde, Adolf und Selma Des Coudres in Emmering, den Planegger Otto Pippel und den Pasinger Fritz Baer, den Vorsitzenden der gemäßigt modernen Luitpoldgruppe, der sie alle angehörten. Und sich selbst, oft melancholisch.

Seit 1908 lebte Moor mit seiner Frau und sieben Kindern in Fürstenfeldbruck. Sie waren seine wichtigsten und liebsten Modelle. Bildnisse aus dem Familienkreis, vor allem der Kinder, zählen denn auch zu den lebendigsten, anziehendsten und erstaunlichsten Exponaten der mit 280 Werken stattlichen Retrospektive. Wer den ersten Teil im Kunstmuseum besichtigt hat, sollte noch einen Stock höher ins Heimatmuseum klettern. Dort finden sich noch eine etwas steife Hausaufgaben-Szene und die entzückende, dunkeltonig durchlichtete Ölkarton-Skizze »Babybad«. Die aufwändigen Recherchen und die arbeitsintensive Präsentation der empfindlichen Materialien haben sich gelohnt, wenngleich die künstleri-



Anzeige

BAYERISCHE STAATSOOPER

Mauerschau
Kammeroper über Heinrich von Kleists *Penthesilea*
29./30. Juni / 1./3. Juli, Reithalle
URAUFFÜHRUNG

Tonguecat
Kammeroper nach dem gleichnamigen Fantasy-Roman von Peter Verhelst
25./26./29./30. Juli, Reithalle
URAUFFÜHRUNG

Mauricio Kagel
Mare Nostrum
Entdeckung, Befriedung und Konversion des Mittelmeerraums durch einen Stamm aus Amazonien für Countertenor, Bariton, Flöte, Oboe, Gitarre, Harfe, Violoncello und Schlagzeug (1975)
8./10. Juli, Reithalle

25.6. – 31.7. Münchner Opernfestspiele 2016

Festspiel Werkstatt

Zwei Uraufführungen, das instrumentale Theater
Mauricio Kagels und experimentelle Zusatzveranstaltungen

Partner der Festspiel-Werkstatt
HypoVereinsbank
www.staatsoper.de/opernfestspiele T +49.(0)89.21 85 19 20

Jornada Volgt, Inhabited, Dreizeh, Berlin 2015 Gestaltung: Bureau Miroko Borsche

HENRIK MOOR (1876–1940) – AVANTGARDE IM VERBORGENEN
Museum Fürstenfeldbruck und Museum im Kunsthaus | Fürstenfeld 6, 82256 Fürstenfeldbruck | bis 25. September | Di bis Sa 13–17 Uhr, So/Fei 11–17 Uhr | Führung: 25. Juni, 30. Juli, jew. 15–16 Uhr | www.museumffb.de | Der reich bebilderte Katalog kostet 19,80 Euro

Maßgeblich für den Theaterbau des 20. Jahrhunderts: Littmanns erster Coup in München war das Prinzregententheater mit seinem amphitheatralischen Zuschauerraum
© Architekturmuseum TU Muenchen



Auf dem Gemälde von Franz von Stuck sieht Littmann etwas schmöselig aus, auf Fotos ernst. Was war er für ein Mensch?

Er hat sich in kürzester Zeit in die erste Riege der Münchner Architekten vorgearbeitet, und die Konkurrenz ist groß, es wird unglaublich viel gebaut. Littmann war sicher ein umgänglicher, auch kollegialer Mensch.

Und wohl ein fabelhafter Netzerker?

Das steht außer Frage. Durch die Heirat 1891 mit der Tochter Jakob Heilmanns kommt er ja auch in ein florierendes Baugeschäft. Die Klientel ist schon da, und als Architekt passt er perfekt in ein Geschäftskonzept, das nun von der Planung bis zur Ausführung des Baus alles anbieten kann. Und Littmann kann gut organisieren und delegieren, ist ein geschickter Verhandler.

Die Firma Heilmann & Littmann hat bald einen exzellenten Ruf.

Begründet, denn man liefert pünktlich und in hoher Qualität. Es ist heute noch kaum vorstellbar, dass die Theater oder das Hofbräuhaus nach rund zwölf Monaten fertig dastanden und das Budget eingehalten wurde. Das gilt genauso für die Villenkolonien am Waldfriedhof, in Solln oder Gern. So etwas funktioniert nur mit einem hervorragenden Management.

Littmann hat ja auch alles von der Pike auf gelernt.

Das ging los bei der Maurerlehre, ja. Und dann hat er sich immer auch für die neuesten technischen Entwicklungen interessiert. Heute würde man ihn als Technikfreak bezeichnen. All das ging aber einher mit einem ausgewählten Geschmack.

Das zeigt sich dann im »Paradies der Damen«, wie es Emile Zola so schön formuliert.

Die prachtvollen Kaufhäuser werden im späten 19. Jahrhundert auch für das aufstrebende Münchner Bürgertum sehr wichtig. Der Konsum wird ein entscheidender Faktor, genauso das Sehen und Gesehenwerden, man stellt den erreichten Luxus zur Schau. Zola beschreibt das alles in seinem Roman, beim Lesen hört man die Stoffe förmlich rauschen. Genau das wurde in Paris in die Architektur der Grands Magasins du Louvre oder des Bon Marché übertragen. Und nach London und Berlin wollte man auch in München dieses Flair der Metropole haben.

Littmann entwirft gleich zwei Kaufhäuser, die jedoch völlig verschieden sind.

Beide wurden 1905 auch noch innerhalb weniger Wochen eröffnet. Aber auch da lässt er sich auf den jeweiligen Ort ein. An der Neuhauser Straße gab es viele kleine Betriebe, lauter einzelne Häuser, deshalb ist der Oberpollinger mit seinen drei Giebeln eine moderne Fortführung dessen, was dort stand. Gegenüber vom Bahnhof soll München dagegen möglichst großstädtisch wirken. Littmann orientiert sich mit seinem ersten Entwurf an Pariser Vorbildern. Der Bauausschuss fordert dann aber eine Architektur, die für die Münchner Werte steht. Also baut Littmann einen Komplex, der mit seiner verschachtelten Türmchenarchitektur wie historisch gewachsen aussieht – eine Inszenierung – und im Inneren durch einen Lichthof internationales Flair gewinnt.

Über den Entwurf zum Stuttgarter Opernhaus schreibt Littmann »Was Ihr wollt«. Das ist symptomatisch und verhindert eine sofort erkennbare Handschrift.

Vom Prinze übers Platzl bis zum Paradies der Damen

Die Schack-Galerie, das Hofbräuhaus und die Anatomie könnten kaum unterschiedlicher sein. Doch sie haben eines gemeinsam: den Architekten. Max Littmann (1862–1931) war gerade in München höchst erfolgreich, denn er fand für jede bauliche Aufgabe die passende Lösung. Und gleich mit seinem ersten Theater landete er einen regelrechten Coup. Deshalb steht das Prinzregententheater selbstredend im Mittelpunkt einer Ausstellung über Littmann und seine effektvollen Bauten im Deutschen Theatermuseum. Das Münchner Feuilleton sprach mit dem Kurator Martin Laiblin über einen Sachsen, der die Münchner sofort verstand, die Träume der Damen um 1900 und ein Sportfest, auf dem das Bier in Strömen floss.

Herr Laiblin, saß im Prinzregententheater der Herr Kommerzienrat neben dem kleinen Sekretär, der für die Vorstellung eben noch schnell seine Ärmelschoner abgezogen hat?

Die Abbildungen vermitteln jedenfalls, dass hier Bürger aus allen Schichten zusammenkamen, um sich etwa den Wagner-Festspielen hinzugeben. Trotz der paar Logen im hinteren Bereich für den Hof haben wir es mit einem demokratisierten Zuschauerraum zu tun. Jeder soll Zugang zum Geschehen auf der Bühne haben.

Der Bedarf ist groß, um 1900 gibt es einen Theaterboom.

Deshalb konzentrieren sich viele Architekten auf den Bau von Theatern. Aber Littmann ist derjenige, der sich sehr intensiv mit der Entwicklung des Theaters, des Bühnenbildes, des Zuschauerraumes auseinandersetzt. Damit ist er immer am Puls der Zeit. Gleichzeitig leitet er seine Resultate aus dem 19. Jahrhundert her. Vorbilder findet er natürlich bei Schinkel, bei Semper und Wagner – Littmanns Erstlingswerk verfolgt ja die Idee eines Wagner-Theaters. Schinkels damals noch viel zu fortschrittliche Idee vom rang- und logenfreien Theater kombiniert er mit einem amphitheatralischen Zuschauerraum. Und gleich mit dem Prinzregententheater baut er das fürs 20. Jahrhundert maßgebliche Theater.

Littmann scheint ein untrügliches Gespür dafür gehabt zu haben, was gebraucht wird.

Er kam aus Chemnitz, hat in Dresden studiert, aber München, die bayerische Mentalität, das lag ihm sofort. Deshalb ließ Littmann sich 1888 hier nieder. Er trifft ja dann auch genau diesen lokalen Ton, als er für das siebte Deutsche Turnfest auf der Theresienwiese eine opulente Festarchitektur entwerfen soll. Seine Konstruktion ist grundsolide, geschmackvoll, preisgünstig, und sie findet mit ihren Wirtsbuden für den so wichtigen Bierausschank großen Anklang. In der Jury damals saß übrigens sein späterer Schwiegervater Jakob Heilmann.

Max Littmann im Atelier um 1908
© Architekturmuseum TU Muenchen



Das Theatermuseum widmet dem vielseitigen Architekten Max Littmann eine große Schau. Im Doppelpack mit einer Europa-Ausstellung.

Der hat wahrscheinlich sofort gesehen: Dieser Sachse kam München.

Von außen nimmt man das Typische einer Stadt oder Region oft viel besser wahr.

Max Littmann neben Europas Theaterhistorie

Allzu sehr geht's nicht in die Tiefe. Das wäre bei einem Parforceritt durch die Theaterhistorie Europas auch zu viel verlangt. Zumal gleich sechs einschlägige Museen an dieser Wanderausstellung beteiligt sind und ihren lokal gefärbten Anteil beisteuern: von der Frage der Nation und ihren Auswirkungen auf die Bühne im polnischen Warschau bis zum verheerenden Ringtheater-Brand 1881, der vom Theatermuseum Wien beleuchtet wird.

In München hat man das EU-Projekt zum Anlass genommen, das Prinzregententheater und seinen Architekten Max Littmann vorzustellen – und das ist das große Plus mitten in einer gut gemeinten, insgesamt aber doch eher verwirrenden Patchwork-Schau. Denn neben der Baugeschichte, die letztlich ja mit den Festspielhaus-Träumen Richard Wagners und seines Mäzens Ludwigs II. beginnt, wird hier zugleich ein erstaunliches Œuvre aufgefächert.

Wer sich am Leuchttisch von Entwurf zu Entwurf klickt, ist verblüfft, wie breit das Repertoire Littmanns war und wie unaufgeregt sich diese Architektur in bestehende Ensembles einfügt, das Kolorit einer Stadt aufgreift und eine Atmosphäre schafft, mit der sich Auftraggeber und Bürger schnell identifizieren können.

Das »Prinze« kam jedenfalls sofort an beim Publikum, zeitgenössische Malerei und Grafik vermitteln die Begeisterung in den Jahren nach der Eröffnung im August 1901. Das reicht vom geschmackvollen Postkartengruß bis zum Souvenir-Fächer mit den wichtigsten Bühnenfiguren. Und in einer Art Wagner-Kino darf man dann auch abtauchen in die Zeit der ersten Aufführungen: 13 Bühnenbildzeichnungen zum »Rheingold« gehen – der Computer macht's möglich – elegant ineinander über, während man den dazugehörigen Aufnahmen von 1902/03 lauschen kann. Das hat schon was. Wenn man Wagner mag. || cis

THEATER.BAU.EFFEKTE!

Deutsches Theatermuseum | Galeriestr. 4 a | bis 3. Oktober
Di bis So 10–16 Uhr | Katalog 24,95 Euro (Henschel Verlag)



Platzl mit Hofbräuhaus und Orlandohaus 1903 | © Privatarchiv M.Laiblin

Die Zeit der Stararchitekten mit unverkennbar eigenem Stil kommt meiner Meinung nach viel später. Littmanns Bauten sind geprägt vom Respekt vor dem Bauherren und Bestehendem. Gerade am Platzl mit dem Orlandohaus haben wir das in besonders ausgeprägter Weise. Hier sollte der Altstadtcharakter erhalten bleiben – auch als Gegenentwurf zu den Metropolisierungstendenzen durch die großen Kaufhäuser. Es geht immer auch um die Inszenierung einer bestimmten Atmosphäre.

Und was ist das Hofbräuhaus? Ganz großes Biertheater?

Littmann hat 1897 einen Neubau geschaffen, der älter aussieht als sein Vorgängerbau. Wenn Sie im Biergarten die Balkone, Söller, all diese Details sehen, erinnert das stark an die Burgenromantik der Zeit – so wurde damals der »Lohengrin« inszeniert. München ist Kunst- und Bierstadt zugleich, das geht wunderbar ineinander über. Und weil das Hofbräuhaus auch noch ein Bierpalast für alle Bürger ist, haben wir es hier mit der theatralesierten Demokratie zu tun. ||

Live und auf Video: Enver Pascha (Michaela Steiger) bleibt von den Bitten des Pastor Lepsius (Ismail Deniz) ungerührt | © Konrad Fersterer

Der Holocaust hat viele Gesichter



Türke Ismail Deniz flüchtete als Aktivist aus Istanbul, weil er bei einer Verhaftung Folter fürchten musste. Der Armenier Daron Yates wuchs in Deutschland auf und entdeckte erst spät das verschwiegene Familientrauma. Er liefert den Rahmen: Nach einem Skript seines Vaters plant er einen Film. Diese Idee verliert sich allerdings schnell. Was bleibt, ist eine Studioatmosphäre mit Schreibtischen (Bühne: Irina Schicketanz). Ein Rundpanorama zeigt alte Ansichten zerstörter Dörfer, Fotos von Gehängten und aufgespießten Köpfen, dazwischen projizieren viele kleine Kameras die Akteure groß in die Mitte. An Werkstatt-Tischen fertigen Friederike Ott, Michaela Steiger, Simon Werdelis und Bijan Zamani (er ist übrigens persischer Herkunft) Fotos auch der zahlreich verlesenen Dokumente über die Mitschuld der Deutschen an den Massakern und hängen sie an der Wäscheleine auf. Alles mehr Installation als Theater.

GABRIELLA LORENZ

Bis heute darf man nach dem Willen des Präsidenten Erdoğan nicht beim wahren Namen nennen, was die Türken 1915/16 an ihren christlichen, armenischen Landsleuten verübten: Völkermord. Die Regierung ließ alle Bewohner armenischer Dörfer deportieren, angeblich zur Umsiedlung nach Mesopotamien. Doch sie schickten sie auf Todesmärsche in die Wüste oder gleich zu Massenhinrichtungen. Das deutsche Kaiserreich war im Ersten Weltkrieg mit dem Osmanischen Reich gegen die europäischen Alliierten verbündet. In Berlin wussten Regierung und Militär dank vieler – zum Teil flehentlich beschwörender – Depeschen deutscher Diplomaten genau Bescheid über die Vernichtungsaktion. Es war ihnen herzlich egal. Man wollte den Kriegspartner keinesfalls brüskieren (Ähnlichkeiten mit gegenwärtigen Situationen sind natürlich rein zufällig).

Auf einer Nahostreise 1929 stieß der Schriftsteller Franz Werfel auf Schauplätze und Zeugnisse des Genozids, der geschätzt bis zu 1,5 Millionen Opfer forderte. Er begann zu recherchieren, und 1933 (bitterer Zynismus der Geschichte: kurz nach Hitlers Machtergreifung) erschien sein zweibändiger Roman »Die vierzig Tage des Musa Dagh«, der ihn zum Chronisten des armenischen Volksschicksals machte. Auf dem Musa Dagh, dem Mosesberg nahe der türkischen Mittelmeerküste, verschanzten sich vor der drohenden Vertreibung 5000 armenische Dörfler unter Führung von Moses Der Kalousdian (im Roman heißt er Gabriel Bagradian). 40 Tage wehrten sie die türkischen Angriffe ab, bis französische Kriegsschiffe die Überlebenden retteten.

Im Marstall versuchte Nuran David Calis mit »Die vierzig Tage des Musa Dagh«, eine Recherche zum Genozid an den Armeniern.

Die armenische Nationalkatastrophe hat auch die urgroßelterliche Familie des 40-jährigen Regisseurs Nuran David Calis in alle Welt zersprengt. Seine Eltern lebten in Istanbul und flüchteten 1980 mit dem 4-jährigen Sohn nach Deutschland. So fühlt sich Calis sowohl den Armeniern wie den Türken zugehörig und hat nun versucht, dieses Dilemma in eine theatralische Recherche zu fassen. Vom titelgebenden Werfel-Roman nutzt er dabei nur zwei Szenen aus dem 5. und 6. Kapitel des ersten Buchs, darunter den Disput des Kriegsministers Enver Pascha (Michaela Steiger) mit dem deutschen Pastor Johannes Lepsius (Ismail Deniz) als Anwalt der Armenier. Gespielt werden diese allerdings auch nicht, sondern quasi referiert. Denn die Aufführung im Marstall ist nicht wirklich Theater, sondern eine zweistündige, pausenlose Geschichtslektion, die einen mit ihrer überbordenden Fülle an Dokumenten schier erschlägt.

Um den Konflikt ins Heute zu holen, lässt Calis zwei Darsteller mit einschlägigen Erfahrungen »Über Identität, Trauma und Tabu« (so der Untertitel) von sich selbst erzählen. Der

Eine fast wie Puppenspiel abstrahierte Folterszene mit reichlich Kunstblut wirkt in dem spröden Diskurs ebenso unpassend wie ein großer Emotionsausbruch von Bijan Zamani. Immer verzweifelter und wütender brüllt er gegen Ende den Türken und den Armenier an: »Vertragt Euch!« »Nehmt Euch in den Arm!« Es bleibt bei unversöhnlichem Schweigen. Realistisches Fazit einer Inszenierung, die wegen ihres übergroßen Engagements in der Informationsflut erstickt. ||

DIE VIERZIG TAGE DES MUSA DAGH

Marstall | 4., 30. Juni | 19.30 Uhr | Tickets: 089 21851940
www.residenztheater.de

Vormerken!

8., 10.–12. Juni

KORRIDOR

Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie

Nußbaumstr. 7 | 20.30 Uhr | Tickets: korridor2016@gmail.com

Die Musiktheaterperformance »Korridor« von Caitlin van der Maas beginnt in der Eingangshalle der 1904 erbauten psychiatrischen Uniklinik und entfaltet hier auch ihre intensivste Wirkung. Laufend kommen und gehen Menschen, schauen irritiert oder unbeteiligt – und man fragt sich die ganze Zeit: Gehört das dazu? Und ist schon mittendrin im Thema der Performance: Wahrnehmung. Nehmen wir wahr, wer von den Sängern und Performern, die uns durch die verschachtelten Gänge und Räume begleiten, uns aus dem Aufzug ansingen, psychisch krank ist? Nein, tun wir nicht. Van der Maas' Performance entführt uns bei ihrem Versuch herauszufinden, wie man Kunst wahrnimmt, wenn der Geist andere Wege bewandert, in eine versponnene Welt und hebt im besten Sinne Grenzen auf.

17.–19., 23.–25. Juni

DIE RUNDE 70 BITTET ZU TISCH

Pasinger Fabrik | August-Exter-Str. 1 | 20 Uhr | 19. Juni
11.30 Uhr | Tickets: 089 82929079 und 089 54818181

Die Runde 70 ist eine Laientruppe theaterbegeisterter Senioren, die jeden Sommer in der Pasinger Fabrik eine selbst erarbeitete Szenencollage zeigt. Die Regisseurinnen Esther Straimer und Barbara Altmann suchen ein Thema, dann steuert jeder eigene Erfahrungen dazu bei. Diesmal bitten die fünf Damen und zwei Herren zu Tisch: Zum Thema Nahrung weiß jeder etwas. Gegessen, getrunken, gehungert wird überall auf der Welt. So mischen sich Erlebnisse aus dem Luftschutzkeller, von einer Housewarming-Party, einem jüdischen Feiertag oder in einem Tiroler Gasthaus, aus dem Krankenhaus oder von einer Ayurveda-Kur. Da alle Mitwirkenden über reichlich Humor verfügen, dürfte diese Tischrunde für Kopf und Sinne durchaus kulinarisch werden.

11. Juni

PAIRSHAPE POP-UP PERFORMANCE

Pathos Theater | Dachauer Str. 110d | 20.30 Uhr | Tickets:
www.pathosmuenchen.de | 0152 05435609

Wer immer schon mal wissen wollte, wie es auf diesen Onlinedating-Plattformen zugeht, sich aber nicht traute, es auszuprobieren, weil ihm das alles viel zu peinlich ist und er schon beim Gedanken daran Hautausschlag kriegt, dem wird jetzt geholfen. Ana Zirner hat sich geopfert und im Rahmen der Recherche für ihre Datenschutz-Performance »Privacy« die Fragen von Parship beantwortet und ein 40-seitiges Persönlichkeitsprofil erhalten. Die Ergebnisse liest sie in der Pop-up-Performance vor Publikum ungeprobt, spontan und direkt vom Blatt, ohne Rücksicht auf Verluste. Denn sie weiß selber noch nicht, was da drinsteht. Katrin Schafitel tanzt parallel dazu Zirners Profil, und wir Zuschauer können uns überlegen, ob das hilft, den passenden Partner zu finden.



Intendant Kušej (r.) und Chefdramaturg Sebastian Huber | © Stephan Rumpf

Martin Kušej bekennt sich zum Theater als politische Anstalt.

»Eine dramatische Zeit verlangt Dramatik«

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Fest ist es, auf dickes Papier gedruckt, klar in Text- und Bildflächen aufgeteilt: das Spielzeithft des Residenztheaters 2016/17. Melancholisch sehen die Schauspieler uns von Joerg Reichardts Fotos an. Werke von Andy Hope 1930 illustrieren den Spielplan. Auf dem Cover breitet ein schwarzer Vogel seine Schwingen über die Welt aus, er erinnert nicht von ungefähr an den US-amerikanischen Adler, wurde er doch 2003 während des zweiten Irakkriegs auf die Weltkarte im Baader-Café gemalt.

Melancholische Gesichter, ein bedrohlicher Vogel – will Intendant Martin Kušej uns damit etwas sagen? Zumindest legt er Wert auf die Feststellung, dass das Resi eine klare politische Haltung einnehme. »Eine dramatische Zeit verlangt

Dramatik.« Irritiert ist ein Wort, das Kušej häufig ausspricht, und ihn irritiert einiges. Dass die Geschichte sich wiederholt, dass Fehler und Reflexe, die man lange hinter sich geglaubt hatte, erneut gemacht werden.

Im Spielplan spiegele sich die Katastrophenerfahrung vergangener Zeiten wider, erläutert er. Die Leute im antiken Griechenland hätten sich mit den gleichen Problemen rumgeschlagen wie wir, meint Kušej. Also inszeniert Hans Neuenfels nach langer München-Abstinenz Sophokles' »Antigone«, und Tina Lanik Euripides' »Troerinnen«. Andreas Kriegenburg dockt mit Shakespeares »Macbeth« wieder einmal in München an. Im Kern der gespielten Stücke geht es immer um Macht und ihre Legitimation.

Ulrich Rasche, für formstrenge Inszenierungen bekannt, eröffnet die Saison mit Schillers »Räubern«, Kušej folgt mit Sartres Kadavergehorsam-Abrechnung »Die schmutzigen Hände«. Thematisch ganz ähnlich ist »Die Unfähigkeit, über Mauser zu trauern« nach Heiner Müller, das Oliver Frljic, mit Willkür und Zensur konfrontierter Intendant aus Rijeka, inszeniert. Alte Nazis in der Bundesrepublik nimmt Ivica Buljan in Pasolinis »Der Schweinestall« aufs Korn, Amélie Niermeyer muslimophobe Algerienrückkehrer in der französischen Provinz in Koltès' »Rückkehr in die Wüste«.

Irritierend ist das Engagement von Alvis Hermanis für ein Lohengrin-Wagnerstadt-München-Medley. Der lettische Regisseur hatte eine Inszenierung am Hamburger Thalia Theater abgesagt, weil das Haus sich für Flüchtlinge engagiert, die Hermanis pauschal mit Terroristen in einen Topf wirft. Aber Theater ist ein Forum für Diskurs, da darf auch ein derart polarisierender Künstler sich äußern und muss sich auf sehr kritische Aufmerksamkeit gefasst machen. Vielleicht wird Hermanis ja sogar am Haus mit seinen Vorurteilen konfrontiert. Im Programm »Welt/Bühne« stellt das Resi zusammen mit dem Goethe-Institut internationale Dramatik aus dem arabischen und afrikanischen Raum vor. ||

SPIELZEITHEFT 2016/2017
unter www.residenztheater.de

Thomas Loibl privat auf der Probehöhne | © Renate Neder

»München ist ein sehr besonderer Theaterort«



Herr Loibl, Sie kamen 2000 an die Kammerspiele und gingen 2001 mit dem Intendanten Dieter Dorn ans Residenztheater. Warum haben Sie schon 2009, ein Jahr vor Dorns Amtsende, gekündigt?

Ein Intendantenwechsel bedeutet immer eine Veränderung im Ensemble, das ist normal in unserem Beruf. Ich wollte damals als Schauspieler selbst über meinen weiteren künstlerischen Weg bestimmen, habe aber bis zum Ende der Dorn-Intendanz meine Vorstellungen gespielt.

Seitdem haben Sie frei gearbeitet.

Ich habe in Köln bei Karin Beier in der Jelinek-Trilogie »Das Werk. Ein Bus. Ein Sturz« gespielt, das war eine große Arbeit. Danach hatte ich am Züricher Schauspielhaus bei Barbara Frey eine gute Zeit. Und ich habe mehr und mehr gedreht und Theater und Film parallel verfolgt. Das war Luxus. Aber ich war dadurch viel auf Reisen, weil mein Wohnsitz ja München geblieben ist.

Hat Sie das bewogen, wieder fest ans Resi zurückzukehren?

München ist ein sehr besonderer Theaterort. Ich habe hier an allen drei großen Häusern gespielt: am Volkstheater von 1996 bis 1998, an den Kammerspielen und am Resi. Diese zehn Jahre mit Dorn waren prägend. Ja, jetzt ist es eine Rückkehr. Hinter der Bühne, in der Maske, der Requisite und Technik kenne ich viele Gesichter, und sie kennen mich. Auch das Publikum hat mich offenbar nicht vergessen.

Ihre Antrittsrolle war im März der John Proctor in Arthur Millers »Hexenjagd«: Ein redlicher Bauer, der einen Fehltritt mit seiner Magd vertuschen will. Die zettelt aus Eifersucht eine mörderische Intrige an, am Ende muss Proctor sich zwischen Tod und Feigheit entscheiden. Jetzt inszeniert Martin Kušej Tschechows »Iwanow«. Sie spielen diesen depressiven Intelligenzler, der sein Gut verwahren und seine Frau sterben lässt. Das klingt nach diametralen Gegensätzen.

Proctor und Iwanow sind gar nicht so unähnlich: Beide sind handlungsunfähig durch Schuld. Proctors Schuld ist, die Affäre mit Abigail zugelassen zu haben, Iwanows Schuld ist die Unfähigkeit, seine Frau nicht mehr lieben zu können. Die Schuld ist eines der großen Themen.

Sagt Thomas Loibl. Er muss es wissen: Er war schon am Volkstheater, den Kammerspielen und dem Residenztheater engagiert. Nach sieben freiberuflichen Jahren ist der 46-jährige Schauspieler ins Resi-Ensemble zurückgekehrt.

Miller schrieb »Hexenjagd« 1952 über eine historische Hexenverfolgung 1692 in Massachusetts, meinte aber McCarthys Kommunistenverfolgung in den 1950ern.

Der deutsche Titel »Hexenjagd« ist irreführend, der Originaltitel »The Crucible« bedeutet Schmelztiegel, Feuerprobe. Es geht nicht um Hexen oder um ein Eifersuchtsdrama im Heu, es ist ein gesellschaftskritisches, politisches Stück. Das lädt Miller mit der Affäre auf, die Proctors Schuld vergrößert, ehe er zu spät zu sich selbst findet und in den Tod geht.

Auch Tschechow schrieb mit »Iwanow« – uraufgeführt 1887 und in der zweiten Fassung 1889 – eine scharfe Gesellschaftskritik.

In den 1880er Jahren gab es in Russland viele Umbrüche. Die Leibeigenschaft war abgeschafft, der Adel verlor seine Position, es gab nicht mehr die strenge zaristische Hierarchie, aber auch keine neue Struktur. Alles brodelte. Die russische Revolution hat Tschechow nicht mehr erlebt, aber genial vorausgeahnt.

Lethargische, untätige Menschen wie Iwanow haben dazu beigetragen. Obwohl er mal als Reformator angetreten ist und resigniert hat.

Damals gingen viele aus der russischen Intelligenzija in die Provinz, um Reformprojekte zu gründen, Schulen oder Staudämme zu bauen. Ganz viele scheiterten, wie auch Iwanow, weil man Veränderungen nicht so schnell herbeiführen kann. Iwanow hat dazu noch eine Jüdin geheiratet, weil er anders sein wollte als alle

anderen. Seine Frau gibt alles für ihn auf – ihren Namen, ihren Glauben, ihre Familie und ihr Vermögen. Ihr Opfer nimmt ihm die Luft zum Atmen – spiegelbildlich dazu erkrankt seine Frau an Schwindsucht. Aber nicht das Milieu ist entscheidend, sondern die grundlegende Beschreibung eines Menschen und seiner Neurose.

Iwanow ist im Russischen ein Allerweltsname wie Müller, er ist also ein Jedermann.

Er ist eben kein großer Tragödienheld, das macht es so hart und absurd. Eigentlich ist das die Umkehrung der klassischen Tragödie, wo jemand durch Handeln schuldig wird. Bei Tschechow wird einer schuldig, weil er nicht handelt – wie auch Millers Proctor. Aber Tschechow wertet nicht, urteilt nicht, moralisiert nicht. Er überlässt es dem Zuschauer, vielleicht als Konsequenz selber einen anderen Weg einzuschlagen. Wir entdecken in den Proben täglich, wie weit der Autor seiner Zeit voraus war.

Unsere Tschechow-Rezeption ist ja immer noch geprägt vom Naturalismus Stanislawskis, der die Stücke am Moskauer Künstlertheater herausbrachte. Tschechow fand manche Aufführungen furchtbar, das schrieb er in Briefen an Stanislawski.

Tschechows Modernität wird erst seit wenigen Jahrzehnten so richtig entdeckt.

Selbst Beckett bezieht sich auf ihn, wie auch Horváth. Denn Tschechow wollte die Stille. Was Figuren nicht ausdrücken können, passiert in den Pausen. »Iwanow« ist ein großes, wenn auch sehr dunkles Stück über Wahrheit, Aufrichtigkeit und Selbstsuche. Bei Tschechow steht immer dahinter eine große Einsamkeit, das Aneinander-Vorbeireden, das Nicht-Wahrnehmen des anderen. Alle Figuren seiner Dramen haben diese Abgründe von Einsamkeit, Melancholie, Schwermut, Depression. Das saugt an wie ein schwarzes Loch. Aber wie Tschechow auch in seinen Erzählungen eine Figur hochkomplex fasst, ohne sie zu bewerten oder zu kommentieren, und dadurch den Leser aktiviert, darin liegt sein Genie.

Zum Schluss etwas Anderes: Sie spielen in Maren Ades Film »Toni Erdmann« mit, der beim Filmfestival in Cannes als Favorit für die Goldene Palme gehandelt wurde. Umso herber die Enttäuschung, dass er bei der Preisverleihung völlig leer ausging.

Ich bin gar nicht so enttäuscht, schließlich hat der Film den Kritikerpreis der internationalen Filmpresse bekommen. Ich werte die Reaktionen in Cannes als Erfolg: Bei der Vorführung gab's Szenenapplaus und Standing Ovationen wie im Theater – unfassbar. Der Film kommt Mitte Juli in die Kinos – unbedingt anschauen. ||

INTERVIEW: GABRIELLA LORENZ

IWANOW | Premiere 4. Juni | 19 Uhr | 8., 21., 30. Juni | 19.30 Uhr

HEXENJAGD | 7., 26. Juni | 19 Uhr |

Residenztheater | Tickets: 089 21851940 | www.residenztheater.de

Anzeige

LIEBESLICHTERLOH

nach Shakespeares
Romeo und Julia

in der

SCHAUBURG

mit Musik von
Celine Dion

Christina Aguilera

Die Toten Hosen

Serge Gainsbourg

Macklemore & Ryan Lewis

Queen

Leonard Cohen

Nick Cave & Kylie Minogue

Kraftklub

Ton Steine Scherben

u.v.m.

Theater am
Elisabethplatz
T. 233 371 55

www.schauburg.net

29. Juni

1./4. Juli

Dada im TamS: »Morgen geht's los, ich bring die Axt mit.«

CHRISTIANE WECHSELBERGER

Eine leicht hügelige OSB-Platten-Landschaft, im Vordergrund eine Bank, daneben ein Papierkorb, im Hintergrund ein Baum wie ein Schattenriss. Auf der Bank drei Damengestalten mit wechselnden Hutmoden (Bühne & Kostüme: Claudia Karpfinger), die wirres Zeug reden, das eine leise Ahnung von Weisheit durchzieht. Wie Variationen einer Melodie bahnen die Textwiederholungsschleifen eine absurde Spur, auf der Frau Prall, Frau Dreh, Frau Fesch, Frau Meck, Frau Wade, Frau Brause, Frau Wipp und wie sie alle heißen, in sanftem Irresein – oder ist es Verkalzung? – dahingleiten und hellstichtig konstatieren: Was aber, wenn heute alles anders als gestern ist, und wir merken es nicht?

Das TamS lädt zum Da-, Da-, Damengespräch und setzt mit Horst Hussels »Morgen geht's los, ich bring die Axt mit« seine Tradition fort, aus wunderlichen Texten teilentrückte Theaterabende zu zaubern. Wer wie der 1934 geborene Hussel wegen »formalistischer Umtriebe« der Kunsthochschule Dres-

den verwiesen und wegen »dekadenter künstlerischer Auffassung« von der Kunsthochschule Weißensee exmatrikuliert wurde, kann wahrscheinlich nicht anders, als aus dem täglich mitgehörten Blabla Gagatexte zu formen, die fast wie Dada aussehen. Auch inhaltlich: Da verholzen Gärtner, Hühner stecken in der Hecke, und der Wurm ist als Tier kein Hund.

Regisseur Burchard Dabinnus bastelt mit Astrid Polak, Anne-Isabelle Zils und Christian Buse skurrile Miniaturen und baut auch Hussels Buchillustrationen als großmäulige Kommentatoren ein. Ein Teppich aus Persien unter der Friedhofsbank ließe alles noch schöner werden, maunzt Buse und knipst am Verschluss seines Geldbeutels herum. Später schmückt er den Baum mit seltsamen Blüten. Polak stellt Boshaftes mit dem Hundescheißesackerl an, und Nietzsche hätte seine Freude an den Walross-Schnauzern gehabt, die die Damen und der Herr (öfter auch als Dame) wie ein Brett im Gesicht kleben haben. Wenn sie nicht entrückt der Ewigkeit entgegenlächeln. Und in bester Loriot-Manier versucht Zils, dem Buse eine Sprachmanie auszutreiben. Wumms dada. ||

MORGEN GEHT'S LOS, ICH BRING DIE AXT MIT

TamS | Haimhauserstr. 13a | bis 18. Juni | Mi bis Sa 20.30 Uhr
Tickets: 089 345890 | tams@tamstheater.de

Schwarzer Humor im Teamtheater Salon: »Tante und ich.«

SABINE LEUCHT

Was für ein Herzchen! Nach dreißigjähriger Funkstille erhält Kemp einen Brief von seiner Tante und hört es klingeln. Denn »alt und im Sterben« klingt für einen Schnellleser wie »allerhand erben«. Und schnell lesen und sprechen kann der Ex-Bankangestellte. Auch im Teamtheater Salon, wo Philipp Jescheck die schwarze Komödie »Tante und ich« von Morris Panych inszeniert hat. Arno Friedrich spielt darin den Unsympathen, der ein Mädchen werden sollte, weil dem Kind eines depressiven Zauberers und einer Mutter, deren Liebesreservoir gerade für die Katze reichte, »das Muskeldenken« misslang. Und nicht nur das. Kein Wunder, dass der Kerl vom Fleck weg in einen Resonanzraum hinein monologisiert, ohne je abzuwarten, ob etwas zurückkommt. Dieser Raum ist das enge Zimmer der Tante, die, bevor der unbekannte Neffe lautstark in das Volksempfänger-Dauer-Gesums hineinrumst, unter ihrer Strickdecke verhalten fröhlich mit den Zehen wackelte. Jetzt verfolgt sie jede seiner Bewegung mit tief verschatteten Augen.

Evelyn Plank hat in dieser weitgehend stummen Rolle die schwierige Aufgabe, die interpersonale Spannung zu halten und zu befördern, die Kemp im Laufe eines Jahres zur Selbst-

entblößung treibt. Das gelingt, und wenn der Abend dennoch Längen hat, dann liegt das an seiner Dramaturgie des Stillstands und daran, dass Friedrich tiefe Verletzungen, witzige Anekdoten und aktuelle Bosheiten (»Lassen wir die traurigen Dinge beiseite. Möchtest du eingäschert werden?«) gleichbleibend gewohnheitszynisch abhandelt. Die Fassade beginnt nur zu bröckeln, wenn Kemp mit kindlichem Eifer seinen selbst gebauten Sterbehilferoboter präsentiert oder ängstlich vor dem ersten Weihnachtsgeschenk seines Lebens zurückzuckt.

Das 1996 mit dem Jessie Award prämierte Stück ist ein Zwitter aus seltsam träger Komödie und unter blank poliertem Witz versteckter Tragödie, der das Thema Einsamkeit locker umspielt und ein paar überraschende Wendungen bereithält. Jeschecks Inszenierung kommt mit Swing, 30er-Jahre-Schlager und Blacks nach besonders bösen Pointen bewusst angestaubt daher, aber auch mit einigen einprägsamen Szenen, in denen hinter der Niedertracht die Hilflosigkeit hervorlugt, der sie entstammt. ||

TANTE UND ICH

Teamtheater Salon | Am Einlaß 4
8.-11., 15., 16. Juni | 20.30 Uhr
Tickets: 089 2606636
www.teamtheater.de

Neues aus der freien Szene

Lehrer-Bashing im Bayerischen Hof: »Frau Müller muss weg!«

HANNES S. MACHER

Da sitzen sie also, die besorgten Erziehungsberechtigten auf den für sie viel zu kleinen Kinderstühlchen im Klassenzimmer ihrer hoffnungsvollen Sprösslinge. In fröhlichem Gelb sind die Wände gepinselt, und auch sonst macht die Ausgestaltung dieser Schulstube (Bühnenbild: Monika Frenz) einen adretten Eindruck. Doch heute Abend ist Elternversammlung: Psychostress mit Alarmstufe eins.

Die Versetzung der ach so lieben und fleißigen Kinder der Klasse 4b der Till-Eugenspiegel-Grundschule ist gefährdet, der Übertritt ins Gymnasium bei vielen weit außer Reichweite. Und wer ist an diesem Desaster schuld? Ganz klar: Frau Müller, die Klassenlehrerin. Pädagogisch ist sie eine glatte Null, arrogant und herzlos, geifert die ebenso taffe wie nervige Elternvorsitzende im flotten Businessanzug (Gerit Kling). Und die anderen Mütter und Väter der kleinen Monster steigen in den vehement anschwellenden Chor der Wut und Aggression voll ein: Der Oberproll (Wolfgang Seidenberg), die überforderte Alleinerziehende (Iris Boss) und das Ehepaar Jeskow: sie eine hysterische Heulsuse (Katrin Filzen), er ein linkisch auftrumpfender Bürohengst (köstlich: Thomas Martin). Alle fordern: »Frau Müller muss weg!«

Das volle Programm des Lehrer-Bashing rauscht hier ebenso ab wie der Zoff zwischen den untereinander völlig zerstrittenen Eltern, ein Rhetorik-Massaker voller Ressentiments und Giftspritzen, bis Frau Müller als engagierte und eloquente Pädagogin aus Leidenschaft (voll Elan: Claudia Rieschel) die weitere Erziehung und Unterrichtung der von den Turbo-Eltern vergötterten Kinder verweigert. Doch als plötzlich die Noten der Bälger – scheinbar – stimmen, kriechen die Eltern zu Kreuze. Aber das Happy End fällt aus, da Frau Müller die aktuellen Noten der Kids nicht in ihrer Lehrertasche hat.

Freilich trieft dieses Stück von Lutz Hübner und Sarah Nemitz in der Inszenierung von Kay Neumann voller Klischees. Aber herrlich authentisch und typengerecht sind die Figuren allemal. Nach dem Film von Sönke Wortmann nun ein hübscher Boulevardspaß mit dem ursprünglichen Bühnen-Original. ||

FRAU MÜLLER MUSS WEG!

Komödie im Bayerischen Hof | bis 19. Juni | 20 Uhr | So 18 Uhr
18. Juni | 16 Uhr | Tickets: 089 292810 | www.komoedie-muenchen.de



Führen Dada-Gespräche auf der Friedhofsbank: (v.l.) Anne-Isabelle Zils, Christian Buse, Astrid Polak im TamS | © Hilda Lobinger

Psycho-Krieg im Theater Blaue Maus: »Das Interview.«

ANA MARIA MICHEL

Der Journalist Pierre Peters soll den Soapstar Katja Schuurman interviewen. Pierre, der eigentlich Politikredakteur ist, hat darauf so gar keine Lust. Heute soll die Regierung zurücktreten, es gäbe Wichtigeres zu tun. Fragen hat Pierre auch keine vorbereitet. Mit weit ausgestrecktem Arm zielt er mit dem Mikrofon seines Aufnahmegeräts auf Katja. Sie sitzt, maximal weit von ihm entfernt, auf der anderen Seite der Bühne und fühlt sich nicht ernst genommen. Bald schon hagelt es Beleidigungen.

Claus und Sigi Siegert haben Theodor Holmans Theaterstück »Das Interview«, das auf einem Film von Theo van Gogh basiert, im Theater Blaue Maus inszeniert. Dort gehen nun Ines Hollinger und Klaus Gramüller aufeinander los. Die Kellerbühne in Neuhausen verwandelt sich, geschmückt mit Glitzervorhängen, in Katjas schicke Wohnung.

Die Tränen, die sie in ihrer Seifenoper weint, sind so falsch wie ihre Brüste. Weil sie das Spiel von Sein und Schein beherrscht, ist Katja berühmt geworden. Auch Pierre, der

durch Offenheit versucht, doch etwas Echtes, Wahres aus ihr herauszubekommen, spielt unfair. Für eine gute Story ist er bereit, sie zu belügen und zu hintergehen.

Trotzdem gibt es da so etwas wie Zuneigung zwischen ihnen. Sie ziehen einander immer wieder an, um sich kurz darauf mit einem lauten Knall voneinander abzustoßen. Das Interview wird zum Psychokrieg. Doch Pierre und Katja brechen nicht ab. Dabei nimmt ihr Dialog teils abstruse Züge an. Weder das Vater-Tochter-Rollenspiel noch die erotische Anziehung nimmt man ihnen ab. Das liegt weniger an den Schauspielern als am Text.

Der Zuschauer ist zwangsläufig sehr nah dran an der emotionalen Achterbahnfahrt, denn das Theater Blaue Maus gilt als Münchens kleinstes Theater. Diese räumliche Besonderheit sorgt bei diesem Stück jedoch nicht dafür, dass man besonders stark involviert wäre. Das ständige Hin und Her ist auf Dauer vor allem ermüdend.

Eigentlich geht es Katja und Pierre nur um eines: den Triumph. Nur einer der beiden kann als Sieger hervorgehen. Gegen Ende findet »Das Interview« doch noch einen unerwarteten Dreh. Auf den muss man allerdings zu lange warten. ||

DAS INTERVIEW

Theater Blaue Maus | Elvirastr. 17a | bis 11. Juni | Mi bis Do
20.30 Uhr | Tickets: 089 182694

Stefan Pucher bringt in den Kammerspielen T.C. Boyles hochaktuellen Roman »América« auf die Bühne. Einwanderer treffen auf paranoide weiße Amerikaner.



Die Mittelständler begaffen die Flüchtlinge wie Tiere im Zoo | © Arno Declair

Panikbürger hinter Mauern

PETRA HALLMAYER

Was für ein herrliches Abenteuer! Verückt von der Aussicht auf eine Nacht im Freien stimmt Delaney eine Hymne auf den Gesang der Kojoten an, ein großer Junge, der in Pfadfinderpose schwelgt. Mit einer Eloge auf die Natur beginnt Puchers Adaption von T.C. Boyles Roman »América«, in dessen Zentrum zwei Paare stehen: der Öko-Romantiker Delaney und seine Frau Kyra, die in eine Wohnanlage nahe der Wildnis gezogen sind, und die im Canyon hausenden illegalen Einwanderer Cándido (Gonzalo Cunill) und América (Sylvana Seddig). Pucher unterstreicht die Abgrenzung ihrer Welten mit starken, klaren Bildern. Er hat die Mexikaner nebst einem ausgestopf-

ten Kojoten in gläserne Schaukästen gesperrt. Die vordere Bühne gehört den klischeehaft kostümierten weißen Amerikanern, die immer wieder Fotowände mit Villen und einem Pool vor das in Dioramen ausgestellte Elend der Einwanderer schieben. Hinter Glas findet auch eine der eindringlichsten und brutalsten Szenen statt, die in eine Tanzpassage übersetzte Vergewaltigung der 17-jährigen América.

Boyles Roman von 1995 über eine Gruppe von Hausbesitzern, die eine Mauer zum Schutz vor Fremden und wilden Tieren errichtet, bedarf keiner Aktualisierung, und Pucher ist klug genug, darauf zu verzichten. Er begnügt sich mit wenigen Verwei-

sen wie einer eingespielten Trump-Rede. Seine Figuren sind in den USA der 1990er daheim und doch mitten unter uns: Jan Bluthardts Liberaler Delaney, der seinen Erlebnispark Natur von den dort campenden Immigranten bedroht sieht und sich in einen paranoiden Rassisten verwandelt, Wiebke Puls' Kyra, eine hibbelig nervöse, stets kampfbereite Immobilienmaklerin. Und deren Nachbarn, die ihre Xenophobie pseudorational kaschieren.

Die narrative Fülle des Romans lässt sich natürlich nicht in einen Theaterabend packen. Pucher behilft sich mit wechselnden Erzählern, deren Monologe in kleine Spielszenen übergehen. Dabei entwickelt seine Inszenierung trotz ihrer Prosalastigkeit einen fesselnden Sog. Leider wird dieser von einer Umbaupause durchbrochen, in der Bühnenarbeiter als Mauerbild einen Steg in den Zuschauerraum legen. Ein Teil des Publikums muss ins Restaurant »El Coyote« auf der Bühne umziehen und dort Buchstellen vorlesen – ein spannungskiller und sinnfreier Gag. Die damit vergeudete Zeit hätte Pucher besser dafür genutzt, die gespenstische Wandlung Delaneys präziser auszuleuchten, die sich zu rasch und nebenbei vollzieht.

Am Ende treten Cándido und América adrett gekleidet auf den Steg, zwei Aufsteiger, die sich an ihren einstigen Überlebenskampf erinnern. Abweichend von der Romanvorlage entwirft die Inszenierung für die Underdogs eine Zukunft, in der sie es geschafft haben, dem Elend zu entkommen. Allein die durch die Rückblicksperspektive entstehende Distanz dämpft die Dramatik der letzten Szenen ab, in denen eine gewaltige Schlammlawine niederstürzt. Statt Theaterbilder dafür zu suchen, präsentiert Pucher das Finale als reine Nacherzählung, die einen kaum mehr berührt. Schade. ||

AMÉRICA

Kammerspiele Kammer 1 | 7., 17., 19. Juni | Tickets: 089 23396600 | www.muenchner-kammerspiele.de

Hohe Artistik auf hoher See

»Die Clowns Company« im GOP Varieté.

GABRIELLA LORENZ

Der Schornstein raucht, der Dampfer ist bereit zum Ablegen, eilig kommen noch Passagiere an Bord. Die neue GOP-Show »Die Clowns Company« geht auf Kreuzfahrt, und Crew wie Passagiere tragen gleichermaßen zum Unterhaltungsprogramm bei. Master of Ceremonies ist Regisseur Edouard Neumann, der als rotnasiger Slapstick-Clown Edouardissimo mit vielen Gags auch stummer Conférencier ist.

Den größten Teil bestreitet ein Comedy- und Zauberduo: Vater Viktor Franke mit rotem Fez beschränkt sich weitgehend darauf, lässig Konfetti zu streuen, während sein Sohn Anton mit roter Melone in einer Vielzahl komischer Tollpatsch-Nummern brilliert. Als starrer Pappkamerad fällt er so lange immer wieder um, bis Edouardissimo nicht mehr ein noch aus weiß. Natalia Bakunin erweist sich als Herrin wild wirbelnder Ringe, Nael Jammal erscheint als unheimliches Maskenwesen und vollbringt Hochleistung im Handstand. Yulia Fadeeva verbiegt ihren Körper aufs Zierlichste jenseits orthopädischer Gesetze. Richtig gut gelaunt landen die drei Trampobrothers bei ihren Hochsprüngen auf dem Trampolin schon mal im Scheinwerfergestänge an der Decke. Auf schwankenden Brettern und Rollen beweist der Rola-Rola-Artist Maxim Kriger erstaunliches Stehvermögen selbst nach Salti; Stanislav Vysotskyj jongliert Bälle nicht nur mit gefesselten Händen, sondern sogar mit den Füßen. Und was der französische Kunstrad-Meister Serge Huercio auf seinem Rad anstellt, könnte Verkehrspolizisten in den Wahnsinn treiben.

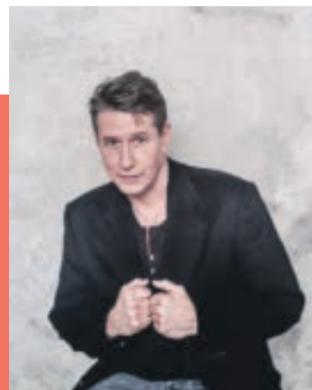
Die Artistik ist, wie immer im GOP, vom Feinsten. Es fehlt ein erzählerischer Faden: Aus den Begegnungen der Ringelhemd-Crew mit den Passagieren – wenn zwei Matrosen vor einer lüsternen Frau im Bademantel davonrennen – könnte man überleitende Comic-Stories entwickeln. So ist es halt eine hochkarätige Nummernshow vor Dampfer-Kulisse. ||

DIE CLOWNS COMPANY

GOP Variété | Maximilianstr. 47 | bis 10. Juli | Mi bis So | Tickets: 089 210188444 | www.variete.de

Mission erfolgreich erfüllt

»Amen« sagt Andreas Rebers zum Abschluss seiner »Reverend Rebers«-Trilogie.



Kabarettist Andreas Rebers © Janine Guldener

schaft die Übereinkünfte, Benimmregeln, Floskeln und Denktabus eines linksgrünen Bürgertums. Diese Mission führt er nun im letzten Teil seiner »Reverend Rebers«-Trilogie fort.

»Ich helfe gern«, versichert sein kabarettistisches Ich mit treuherziger Miene. Es hat sein persönliches Betreuungsobjekt am Hauptbahnhof abgeholt und erläutert »Frau Flüchtling« nicht nur anschaulich den Wertekanon des Kapitalismus, um sie in die moderne Marktwirtschaft zu integrieren, sondern lässt sie zudem ein Zweitstudium im German Putzing absolvieren. Unbekümmert um politische Korrektheit stellt Rebers den moralischen Narzissmus, die Selbstgefälligkeit und süßig getarnte Arroganz in der Flüchtlingsfürsorge bloß. Er schickt seine Bühnenfigur auf gesellschaftspolitische Minenfelder und verstrickt die Zuschauer in ein raffiniert geknüpftes Netz aus Verführung und Provokation. Sein Kabarett kann man nicht in wohligem Einverständnis abnicken.

Natürlich treffen wir in »Amen« auch wieder die multikulturelle schlesische Glaubensgemeinschaft der Bitocken sowie die dauerbetroffene, alleinerziehende Mutter Frau Hammer, geborene Sichel, und ihren missratenen Sprössling. Die Konfrontation von dessen Murrelter-Kita-Gruppe mit einem frei laufenden, schaufelbewaffneten Kind auf dem Spielplatz dient als Auslöser für herrliche Tiraden gegen eine verlogene, kuschelweiche Peace-Pädagogik. (»Damit wirst du nichts bei der Deutschen Bank.«) Nicht alles ist so lustig in diesem Solo, in dem sich einige Ausflüge in die Tagespolitik mit Haudrauf-Pointen finden. Doch sie sind eingebettet in rasiermesserscharf geschliffene Textpassagen, köstliche frauenfeindliche Scherze und wunderbare Rebers-Lieder am Keyboard, die er mit einer Hommage an Franz-Josef Degenhardt anreichert.

Rebers-Fans werden in »Amen« vieles wiedererkennen, wie das Peter-Alexander-Trauma seiner Kindheit oder das von rechten Jugendlichen renovierte Fliesenzimmer. Der Kabarettist recycelt in seinem neuen Programm mehrere ältere Nummern. Aber wie könnte man sich daran stören, wenn sie so gut sind. || ph

AMEN

Lustspielhaus | 16. Sep., 20. Okt., 28. Nov. | 20 Uhr Tickets: 089 344974 | www.lustspielhaus.de

Anzeige

Metropol THEATER

von Ariane Mnouchkine

DIE LETZTE KARAWANSEREI

Regie: Jochen Schölich

Deutsche Erstaufführung
Premiere: 02.06.2016

Mit: Butz Buse, Vanessa Eckart, Lilly Forgách, Marc-Philipp Kochendörfer, Patrick Nellessen, James Newton, Sophie Rogall, Hubert Schedlbauer, Dascha von Waberer, Eli Wasserscheid

Design: Iomek Weiczor

Metropoltheater
Floriansmühlstraße 5
80939 München
U6 Freimann

Kartenbestellung unter
0 89/32 19 55 33
info@metropoltheater.com
www.metropoltheater.com

Landeshauptstadt
München
Kulturreferat

Der Körper erzählt Geschichten vom Leben



Fürstenfeldbruck präsentiert ein internationales Tanzfestival: dancefirst. Das Programm hat Heiner Brummel kuratiert. Ein Gespräch über sinnliche Ästhetik und das reale Leben.

27 S-Bahn-Minuten vom Münchner Hauptbahnhof, dann ein Spaziergang am Waldesrand – oder 1000 Gratisparkplätze am Kloster: Das Veranstaltungsforum Fürstenfeld ist ein großes, Vieles bietendes Kulturzentrum. Neu ins Angebot kommt nun ein Tanzfestival. Künstlerischer Leiter dieser sommerlichen Veranstaltungsreihe ist Heiner Brummel. Er war einst Mitbegründer des legendären Münsteraner Theater im Pumpenhaus, später 13 Jahre lang Chef des Stadttheaters Landsberg, wo er auch außergewöhnliche Tanzgastspiele präsentierte. Seit 2010 program-



Dada Masilo (2. v. l.) und Ensemble in »Swan Lake« | © John Hogg || Heiner Brummel (r. oben) | © Brummel

miert der 63-jährige Kulturmanager, der nahe dem Ammersee lebt, die kleine, exzellente, von vielen Abonnenten gebuchte und meist ausverkaufte Theaterreihe in Fürstenfeld. Beim Festival im Juni und Juli zu sehen sind Ensembles aus Kanada, Frankreich und Südafrika. Als Höhepunkt eines »Münchner« Abends mit Choreografien von Rosalie Wanka, Dustin Klein, Maged Mohamed und David Russo tanzen Lucia Lacarra und Marlon Dino – die gerade das Bayerische Staatsballett verlassen haben – das Duett »Spiral Twist« von Russel Maliphant.

Der Name »dancefirst« spielt mit »Fürstenfeld« und mit »erstmal«.

Natürlich würdigt der Name den Veranstaltungsort und soll in Anspielung auf »first class« auch einen Anspruch vermitteln.

Das Festival wollen wir biennial durchführen, in den Jahren, wenn das Münchner Festival DANCE aussetzt. Vorausgesetzt, wir können es finanziell stemmen, das ist nämlich die größte Herausforderung. Heuer traf es sich gut, dass das Veranstaltungsforum Fürstenfeld 15-jähriges Bestehen feiert.

Unter welchen Perspektiven haben Sie das Festival konzipiert und die Künstler ausgewählt?

Als Tanzliebhaber schaue ich immer, was sich, abhängig von Spielzeiten, Neues tut, oder nach Repertoire, das sich bewährt. Ich arbeite ja auch für die Theaterreihe, in der regelmäßig Tanz auf dem Programm steht. Die Tanzvorstellungen waren nicht nur die bestbesuchten, sondern oft auch die, die begeisterte Zuschauerreaktionen hervorgerufen haben. Das hat uns auch ermutigt, ein solches Festival anzugehen. Zudem habe ich auf jahrelange Kontakte zu Künstlern zurückgreifen können. Ich wollte unterschiedliche ästhetische und choreografisch-stilistische Ansätze zusammenbringen. Und jetzt, wo gesellschaftlich die Kluft immer größer wird zwischen denen, die weltoffen sind, und denen, die sich sozialen Entwicklungen verschließen, wollten wir Position beziehen, um im Festival den Reichtum unterschiedlicher Kulturen zu zeigen und den Besuchern die Möglichkeit zu geben, sich darüber auszutauschen.

Die Themen der Stücke klingen nicht sehr esoterisch.

Fürstenfeldbruck ist noch nicht als Tanzmetropole etabliert, sage ich mal, und so habe ich Aufführungen eingeladen, die möglichst vielen noch-nicht-tanzfernen Zuschauern zugänglich sind und Themen unserer globalen Lebens-Welt widerspiegeln. Ich selbst mag die sinnliche und energetische Dimension des Tanzes sehr. Dada Masilo aus Johannesburg zum Beispiel ist, was ihre Körpersprache angeht, sehr unmittelbar und direkt und kommt physisch mit viel Energie und Temperament daher. Das gilt in gewisser Weise auch für die Compagnie Accorrap. Beide Kompanien greifen populäre Tanzformen auf und beschäftigen sich mit lebensnahen Themen, ohne dass sie vom Genre her »populäre Kunst« präsentieren.

Die Franzosen haben als Hip-Hopper im subkulturellen Raum angefangen und sich dann immer stärker professionalisiert, und Kader Attou, der Choreograf, ist selbst als Kind algerischer Immigranten in einer harten Banlieue von Lyon aufgewachsen, hat geboxt und sich durch den Tanz sozial integriert – was auch für einen Teil seiner Tänzer gilt. Die beiden genannten Kompanien haben also viel mit dem realen Leben und der sozialen Situation in ihren Ländern zu tun, wo Kunst nicht nur ästhetisches Vergnügen und intellektuelle Auseinandersetzung bedeutet, sondern tatsächlich auch »Lebensbewältigung«. Bei »Carmen« von Dada Masilo geht es um die Stellung der Frau in Afrika, bei ihrem »Schwanensee« um Homophobie und AIDS.

Premiere feiern Sie freilich mit einer Küchenshow.

Ja, mit einem Stück der kanadischen Truppe Les 7 Doigts de la Main, in dem das pralle Leben in der Küche spielt. Die Entwicklungen des Cirque Nouveau haben mich seit Jahren angesprochen, weil da in einem Konglomerat unterschiedliche künstlerische Stile – Theater, Tanz, Akrobatik – zusammenkommen. Das hat eine sehr sinnliche Seite, und doch ist es nicht einfach nur eine Unterhaltungsshow. In »Cuisine et confessions« werden Lebensgeschichten erzählt: lustige, skurrile, traurige. Ein Akrobat ist Argentinier, dessen Vater, als er klein war, von der Junta abgeholt und ermordet wurde: Das erzählt er – da es ja ums Essen geht in dem Stück – durch die Frage, welche Mahlzeit sein Vater wohl als Letztes gerne noch mit ihm geteilt hätte. Dazu saust er gefährlich und erschreckend eine Stange herunter.

Sie haben seinerzeit in Landsberg erstklassigen Tanz gezeigt, den man in München nicht zu sehen bekam.

Das liegt vielleicht daran, dass der Geschmack der Münchner Tanz-Organisatoren und -Macher ein bisschen anders ist als meiner. In Landsberg war es allerdings für mich einfacher, experimentellere Sachen einzuladen, weil der Raum kleiner war. Hier in Fürstenfeldbruck müssen 750 Plätze besetzt werden, das ist eine andere Nummer.

Schauen Sie mit zwei Blicken, nach München und nach Fürstenfeldbruck? Sie laden ja auch Produktionen aus der Münchner Szene ein und haben Fürstenfeldbrucker Tanzstudios im Programm.

Wenn ich in der sogenannten Provinz lebe und arbeite, ist es wichtig, dass die regionalen Gruppen integriert werden, denn sie leisten die Basisarbeit vor Ort. Da gehen die Kinder und Jugendlichen hin, und die sind nicht nur potentielle Kunden, sondern eben Menschen, die sich mit der Kunstform auseinandersetzen. Es wäre arrogant, die regionalen Künstler auszuschließen. Sie tragen im Wesentlichen auch das Begleitprogramm des Festivals, veranstalten Workshops und Tage der offenen Tür. Zudem laufen auch längerfristige tanzpädagogische Sozialprojekte mit zwei Mittelschulen, einer Förderschule und zwei Asylantenheimen; die Kursleiter kommen aus den regionalen Tanzstudios, und garantieren dank ihrer künstlerischen Ausbildung eine professionelle Betreuung. Und die Münchner Nachwuchschoreografen habe ich zu einem Abend eingeladen, weil sie in München selbst nicht so viel Gelegenheit haben, ihre Arbeiten zu zeigen. Dustin Klein beispielsweise – als Tänzer Halbsolist beim Bayerischen Staatsballett – kenne ich schon von klein auf aus Landsberg, wo seine Mutter ein Tanzstudio hat. Ausgebildet wurde er an der Londoner Royal Ballet School, bevor er über Düsseldorf nach München kam. Ich bin nicht sein Förderer, aber er hat seine ersten tänzerischen Schritte in Landsberg gemacht und ist jetzt als Choreograf erfolgreich, da schließt sich für mich ein Kreis. Ich kucke also schon nach München, aber mit der Landeshauptstadt können und wollen wir uns nicht messen. Mein Motto bleibt: klein, aber fein. ||

INTERVIEW: THOMAS BETZ

Anzeigen

TEAMTHEATER TANKSTELLE
Am Stadl 2a • 80449 München | 22 Marktplatz | Am St. Pauli Platz 11

le théâtre **ÉLÉMEC** présente

Thé à la menthe ou t'es citron ?
von Danielle Navarro und Patrick Haudecoeur in französischer Sprache

vom 15.06 bis zum 02.07.2016
jeweils Mi. bis Sa. um 20 Uhr
22 € | erm. 15 € | elemec@gmx.de
(089) 26 04 333

bavaricum
Historikanten

Gold und Seyde, Okkultismus, die Neue Welt und der wahre Glaube

Bayern in der Renaissance

jeweils donnerstags, 19.30 Uhr
16.06./23.06./30.06./07.07./14.07.

im Zentrum St. Bonifaz München

Infos: www.historikanten.de/bavaricum

DANCEFIRST

Veranstaltungsforum Fürstenfeld | Fürstenfeld 12, 82256 Fürstenfeldbruck | **28. Juni**, Les 7 Doigts de la Main: »Cuisine & Confessions« | **5. Juli**, Compagnie Accorrap: »The Roots« | **13. Juli**, Klein / Mohamed / Russo / Wanka / Lacarra & Dino | **24. Juli**, Tanzstudios »Made in FFB« | Dada Masilo – Dance Factory Johannesburg: **29. Juli**, »Swan Lake«; **30. Juli**, »Carmen«
Tickets: 08141 6665-444, www.dancefirst.de



10./11. JUNI

YVONNE POUGET | LO SPIRITO DEL CUORE – TANZTHEATER
St. Paul | St.-Pauls-Platz 1 | 20 Uhr, Eintritt frei, Einlass ab 19.30 Uhr | Anmeldung unter info@yvonnepouget.de

Zwar sei das Tanzen des Teufels, meinten viele Theologen, aber gänzlich verboten war das Tanzen in Kirchen im Christentum nie. Eine hinwiederum spezielle, seltene Gelegenheit bietet Yvonne Pouget in der St.-Pauls-Kirche an der Theresienwiese, sich mit Tanztradition, Spiritualität und Aspekten des Körperwissens auseinanderzusetzen: Die eigenwillige Tänzerin und Choreografin untersucht im Duett mit Elien Rodarel den »inneren Kosmos« des Körpers und die Matrix der Faszien als nervendurchzogenes Bindegewebe. Im Anschluss an die Aufführung interdisziplinäres Publikumsgespräch (<http://www.yvonnepouget.com/index.php?id=33>).



»Bewegung ist mein Lebenselixir« – Wolfgang Reuter | © Josée Lamarre (2)

ANDREA RICKERT

Ein Mehrfamilienhaus in Sendling: Schon von seiner Dachterrasse winkt Wolfgang Reuter grüßend, kommt mit leichten Schritten zur Tür und öffnet. In schwarzer Jeans, weißem Hemd und brauner Strickweste bittet er uns in die überraschend moderne und helle Wohnung. Wir setzen uns an einen gedeckten Tisch mit Kaffee und Gebäck und unterhalten uns – über sein Leben.

Nein, sagt er auf Nachfrage, Münchner sei er nie geworden. »Ich bin ich und die san die«, bekräftigt er sein Nein, obwohl er schon seit fast 60 Jahren in der Landeshauptstadt lebt. Die Arbeit – man kann es auch Leidenschaft nennen – hat ihn nach München geführt.

Im Frühjahr 1958 sitzt Reuter auf einer Bank vor dem Prinzregententheater und hält seinen Vertrag in Händen. Er kann sein Glück kaum fassen, denn er hat dort nun ein Engagement. Er erinnert sich heute noch gerne an das Ballettensemble, das jahrelang gemeinsam an den Stücken arbeiten und wachsen konnte. Reuter tanzt erst auf der Bühne des Prinzregententheaters, nach der Wiederöffnung dann an der Staatsoper und auch am Gärtnertheater. »Don Quijote – das war meine Rolle: eine große schlanke Figur« – wie Reuter selbst. Er sieht sich als Charaktertänzer und fügt schmunzelnd hinzu: »Ich war faul, nicht besonders ehrgeizig, aber talentiert.« Und er hat immer wieder Glück im Leben. Im Juli 1934 geboren, ist er auch heute noch ein stattlicher Mann – lang gewachsen und sehr beweglich. Das führt er uns vor. Er zieht die Strickweste aus, springt vom Esstisch auf, erhebt schwungvoll die Arme und dreht sich mitten im Wohnzimmer einmal um sich selbst, um aus dem Stand eine klassische Pirouette anzudeuten.

Von Wigman zu Jooss

Sein Herz schlägt aber für den Ausdrucks- und modernen Tanz. Die erste Tänzerin, die er kennenlernt, ist seine Mutter. Sie lernte bei Mary Wigman. Reuter ist in Dresden geboren, hat noch eine Schwester und einen Bruder und wächst als Nesthäkchen im Erzgebirge auf. Er ist ein schlechter Schüler und schwänzt häufig die Schule. Als ihn seine Mutter einmal dabei erwischte, gibt sie ihm die einzige Ohrfeige, die er jemals von ihr erhält. Sie will dann, dass er als Teenager eine Stelle als Dekorateur annimmt, aber das kommt für den jungen Mann überhaupt nicht in Frage. Endlich sind die Kriegsjahre vorbei, da muss es doch noch etwas anderes geben. Er will tanzen. Aber alle raten ihm davon ab, erklären ihn für verrückt – das sei doch eine brotlose Kunst.

Er ignoriert die warnenden Stimmen und geht – wie schon seine Mutter – zu Mary Wigman, die mittlerweile in Leipzig unterrichtet. 14 Jahre ist er, dünn, schlaksig und talentiert. Er erhält ein Stipendium bei der großen Lehrerin. Während er davon erzählt, geht Reuter zum Bücherschrank, holt einen Band über die Künstlerin heraus und blättert darin, bis er zu der Seite kommt, wo sie in ihrem berühmten »Hexentanz« abgebildet ist. Mit Wigmans Schule geht er kurze Zeit später, 1949, auch nach Berlin.

Wenn Reuter von seinem halben Jahr in Berlin erzählt, bekommt er noch heute glänzende Augen. »Es war fantastisch dort. Ich entdeckte eine neue Welt – Künstler, Kneipen, Verrückte, Jazz, Musikkeller, Cafés. Die Menschen waren nach den kargen Kriegsjahren hungrig nach dem Leben. Dieses freie und wilde Leben, das ich hier aufsaugte, hat mich begeistert.« Die Mutter besucht ihren Sohn und zieht mit ihm um die Häuser. Sie mag ihr Nesthäkchen nicht loslassen, hat aber großes Verständnis für seinen Drang nach Leben, Kunst und Kultur. Sie selbst ist eine unkonventionell denkende Frau, die das Leben genießen will, obgleich sie während der Kriegszeit von Hunger bis Vergewaltigung alles durchmachen musste. Sie war eine sehr wichtige Person in Wolfgang Reuters Leben. Den mütterlichen Halt spürt er noch heute. Und dabei streicht er sich über die Wange, als wollte er seinen Worten nachspüren.

Sein Vater spielt keine große Rolle. Auch er ein Künstler, er hat bei Otto Dix studiert, unterrichtet Latein, Deutsch und Kunsterziehung an einer Schule und wird während des Krieges zur Luftwaffe beordert. »Er war eigentlich kaum präsent und nicht besonders geduldig. Wenn er mal da war, hat er uns Kinder beschimpft und auch geschlagen. Ich habe mich zeitlebens nach einem starken und liebevollem Vater geseht.« Die Mutter bittet ihn Ende 1949, Berlin zu verlassen und zurück

Altersweisheit? Die gibt es nicht!

Wolfgang Reuter blickt mit 81 Jahren auf ein »bewegtes« Leben zurück: Nach dem Krieg genoss er das wilde Berlin und erlebte die Wiedergeburt des kulturellen Lebens in München. An den Staatstheatern hat er klassisches Ballett getanzt und ist ein Liebhaber des Ausdruckstanzes. Heute freut er sich über seine zwei Lieben, seinen wöchentlichen Improvisationstanz und sein iPad. Ein Besuch.

zur Familie zu kommen. Die sowjetische Besatzungsmacht sperrt die Stadt. Die Versorgung erfolgt nur noch über Flugzeuge der Westalliierten – die sogenannte Berliner Luftbrücke. Reuter erwischt noch einen Zug aus der besetzten Stadt.

Er geht Anfang der 50er Jahre an die Folkwangschule nach Essen-Werden, bleibt bis zur Meisterklasse. Begründer der Tanzabteilung ist Kurt Jooss. Reuter wohnt anfänglich bei Familie Jooss, da seine Mutter kein Geld für seine Ausbildung hat. Und bei Jooss bekommt der Schüler – neben der Grundlage für seine weitere Karriere – in der Nacht ein Bett und morgens seinen warmen Porridge.

Große Dankbarkeit spürt Reuter für seinen Lehrer, mit dem er bis zu seinem Tod verbunden bleibt. 1972 sind sie gemeinsam im VW-Bus nach Griechenland gereist. »Wir haben in Jooss' Sehnsuchtsland aber nie über Tanz gesprochen«, fügt er lachend hinzu. In der Folkwangschule blüht der junge Tänzer auf. »Wir konnten uns in dieser Schule ausprobieren, hatten lockere Freundschaften, sind in der Ruhr schwimmen gegangen, haben uns geliebt, es war eine Offenbarung.« Er tourt mit dem Folkwang-Ballett nach Italien. Eine Mitschülerin, die fünf Jahre nach Reuter an die Schule kommt, ist Pina Bausch, die später mit dem Tanztheater Wuppertal Weltruhm erlangte.

Ich bin ein Theatermensch

Ein attraktiver durchtrainierter Mann auf dem Weg zu den großen Bühnen. Er wird bewundert und verehrt. Was ist mit Beziehungen? Schon sehr früh erkennt Reuter, dass es ihn zu Männern hinzieht. Zu seinen Studienzeiten fühlt er sich frei, die Schüler und Schülerinnen leben in einem »Kosmos«. Aber die weiteren Jahre sind nicht furchtlos. Homosexuelle Handlungen sind laut § 175 des Strafgesetzbuches strafbar und werden verfolgt. Reuter hat in den folgenden Jahren eine Beziehung, noch kein festes Engagement und Existenzängste. Es gibt Höhen und Tiefen und häufige Städtewechsel – Düsseldorf, Zürich, Paris, Malmö, bis er dann in München landet, wenig später lernt er auch seinen jetzigen Partner kennen.

Mit ihm ist Reuter bereits 46 Jahre zusammen. Und neben dem Tanz hat die Liebe den größten Stellenwert in seinem Leben. »Es geht nicht nur um körperliche Liebe, Liebe hat so viele Aspekte. Liebe zur Natur, zu den Menschen, zum Partner«, sagt er und es steigen ihm Tränen in die Augen. »Ich



habe einen wunderbaren Freund, er ist ein sozialer Mensch, er kann gut zuhören, er ist sehr distanziert, während ich sehr emotional bin. Ich bin ein Theatermensch, übertreibe gerne. Er ist das Gegenteil. Wir ergänzen uns wunderbar.«

Seit einigen Jahren ist ein großes Glück in das Leben des Paares hinzugekommen. Sie haben in ihrem Herzen Jakob aufgenommen, einen elfjährigen Jungen, den sie schon als Baby kannten. Der Sohn einer alleinerziehenden Mutter übernachtet bei ihnen und sie unternehmen Ausflüge und fahren gemeinsam in Urlaub. »Jakob ist genau wie ich – ein sehr emotionaler Mensch. Ich sehe mich in ihm.« Und obwohl Reuter nicht religiös ist, möchte er Jakob und überhaupt der Nachwelt doch etwas mitgeben: »Verlasst euch auf euren Bauch, vertraut aufs Leben. Es hat einen Sinn, warum wir hier sind.«

Neben diesen engen Beziehungen ist Reuter noch heute im Alltagsleben sehr aktiv. Er freut sich jede Woche auf den Dienstag. Denn dann trifft er sich mit einer kleinen Gruppe zum »Improvisationstanz«. »Wir wollen nicht aufführen. Wir tun es für uns. Das Besondere für mich an diesen Treffen: Neben Bewegung ist auch die Stimme und Sprache dazugekommen. Das kenne ich aus dem Ballett nicht. Wir nutzen Geräusche oder Laute zum Dialog.« Und dann gibt es noch einmal die Woche eine Yogastunde und einen Jour fixe zum intellektuellen Austausch mit Freunden.

Wolfgang Reuter ist sich bewusst, dass es ein Privileg bedeutet, in seinem Alter mit seinem Partner selbstständig zu leben und sich noch so gut bewegen zu können – sowohl körperlich als auch geistig. »Außerdem genieße ich es, nicht mehr arbeiten zu müssen.« Und dann fügt er noch ganz schelmisch, aber auch mit einer Spur Stolz hinzu, dass er seit vergangener Woche Besitzer eines iPads ist. Dieses Gerät hat aber zwischen ihm und seinem Lebensgefährten zu großen Diskussionen geführt. Er konnte sich durchsetzen, erzählt er mit einem lauten Lachen, und ist begeistert von seiner jüngsten Anschaffung.

Eine letzte Tasse Kaffee. Gab es keine Versäumnisse? »Ich hätte gerne weniger eingebildete Probleme gehabt«, seufzt er. Und fügt hinzu, dass er sich oft über seine eigene Intoleranz ärgert. »Nichts ändert sich am Charakter, da helfen alle Kurse nicht. Man lernt vielleicht ein bisschen dazu, aber man bleibt der, der man ist.« – »Und Altersweisheit«, mit einer energischen Handbewegung weist er das von sich, »die gibt es nicht.« ||



ROCHELLE
FEINSTEIN

I MADE
A TERRIBLE
MISTAKE

LENBACHHAUS

7
JUNI
BIS
18
SEPT
2016

LENBACHHAUS.DE

STÄDTISCHE GALERIE IM
LENBACHHAUS UND
KUNSTRAU MÜNCHEN

UNBEDINGT!

GISELA FICHTL

»Mir scheint, die Suche nach Shakespeare ist nichts anderes als die Suche nach Gott«, schreibt Leander Haußmann in seinem Vorwort zu dem soeben bei Piper erschienenen Bändchen »Ist Shakespeare tot?«. Mark Twain ist der Autor dieser bitterbösen Polemik gegen all jene, die William Shakespeare aus Stratford upon Avon für den Autor der berühmten Werke halten. 1909, ein Jahr vor seinem Tod, hat Twain selbst diesen Text als Auszug seiner Autobiografie – die ansonsten erst 100 Jahre nach seinem Tod erscheinen sollte – veröffentlicht. Es war sein letztes Werk. Wer nach einer deutschen Übertragung seit 1909 sucht, muss verblüfft feststellen, dass es keine gibt. So unglaublich es ist, dieser Text eines großen Autors über einen anderen großen Autor wurde erst jetzt zum Shakespeare-Jahr 2016 ins Deutsche übertragen. Piper- und Stratos-Verlag haben Shakespeare dieses Kuckucksei in den Präsentkorb zum Jubiläum gelegt. Sollte William Shakespeare aus Stratford auch der Dichter Shakespeare gewesen sein – für den Twain ihn nicht hält –, er hätte seinen Spaß daran, wie wunderbar boshaft es ihm hier an den Kragen geht. James Norwood mutmaßt in seinem Nachwort (Stratos): »Obwohl Twains letzte Veröffentlichung von Twain-Spezialisten ignoriert worden ist, kann sie langfristig eine seiner wichtigsten literarischen Arbeiten sein.«

Die Shakespeare-Forschung widmet sich – bis heute – der Frage, ob Shakespeare seine Werke tatsächlich selbst verfasst haben kann, und wenn nicht, wer dann. Auf so amüsante, abgründig polemische Weise wie Mark Twain aber hat sich kein anderer damit befasst. Das Thema ist noch immer aktuell, Twains Argumente aus dem Jahr 1909 sind noch immer nicht von der Hand zu weisen – und Shakespeare aus Stratford gilt noch immer als der große Dichter. Lediglich Twains Favorit, der die Werke verfasst haben könnte, der Philosoph Francis Bacon, scheint bei der Forschung endgültig durchgefallen zu sein.

Twains Text ist bei allem Ernst in der Sache bestes Kabarett, frech, klug, political incorrect, ironisch überspitzt und von einer Mission

getrieben. Herrlich, wenn Twain beschreibt, wie ihm sein Lehrherr auf dem Dampfschiff »Pennsylvania«, wo er als junger Mann bekanntlich Lotsen-Lehrling war, stundenlang Shakespeare deklamierte und ständig Befehle dazwischenrief und mit dem Text vermengte. Diese Szene schildert Twain so plastisch, dass einem der Wind um die Ohren pfeift – und bis zur letzten Seite jeden noch so ausführlich zitierten Gegner von Bord fegt. Twains legendäre Respektlosigkeit kann man in der (hier zitierten) schönen Übersetzung von Nikolaus Hansen (Piper) in vollen Zügen genießen. In der Übersetzung von Hanno Wembers (Stratos) kommt sie etwas ungenau daher, dafür erfährt man aus dem Vorwort, den klugen Anmerkungen und dem Nachwort Interessantes über die Hintergründe. Leander Haußmanns Vorwort dagegen (Piper) beschreibt lediglich persönliche Lektüererfahrungen und steht etwas zu Unrecht so prominent am Anfang des Bändchens.

Seine Bekehrung schildert Twain so: »Dann geschah, was nicht allein mir geschah, sondern was immer geschieht, wenn Grundsätze und persönliches Interesse in Gegensatz zueinander geraten und eine Entscheidung getroffen werden muss: Ich ließ die Grundsätze sausen und wechselte auf die andere Seite.« Die andere Seite, das ist zunächst die der Baconisten. Für sie ist Francis Bacon der einzige Zeitgenosse Shakespeares, der über genug Wissen verfügte, Shakespeares Dramen verfasst haben zu können. Und nachdem der junge Twain gemerkt hat, dass er die plausibleren Argumente auf seiner Seite hat, kommt die Überzeugung alsbald hinterher. Wenn auch kein unbedingt überzeugter Baconist, Anti-Stratfordianer bleibt er ein Leben lang. »Wie merkwürdig und interessant ist doch – was den Mangel an biografischen Details angeht – die Parallele zwischen Satan und Shakespeare. [...] Sie sind die berühmtesten Unbekannten, die je auf diesem Planeten Atem geschöpft haben.« Twains Suche nach Gott

Shakespeare in diesem schmalen Bändchen bereitet teuflische Freude Unbedingt lesen! ||



MARK TWAIN: IST SHAKESPEARE TOT?

Aus dem amerikanischen Englisch von Nikolaus Hansen | Vorwort von Leander Haußmann | Piper, 2016 | 128 Seiten | 14 Euro

Als Hörbuch: Gelesen von Leander Haußmann tacheles!, 2016 | 2 CDs | 14,99 Euro (UVP)

MARK TWAIN: IST SHAKESPEARE TOT? AUS MEINER AUTOBIOGRAPHIE

Aus dem amerikanischen Englisch von Hanno Wember | Spektrum Shakespeare, Stratos, 2015 | 135 Seiten | 9,90 Euro

Einmal musste Werther überleben

Lesevergnügen für Theaterliebhaber: Joachim Meyerhoff erzählt von seinem Schauspielstudium.

GABRIELLA LORENZ

In Werthers Verzweiflungseufzer »Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke, die ich hier in meinem Busen fühle« fand Joachim Meyerhoff seine eigene »Sehnsucht nach Welt, nach echten Gefühlen«. Mit der Entdeckung dieser Lücke glaubte er, den Schauspielberuf revolutionieren zu können. Sie war für ihn der Schlüssel zu einem Bühnensolo, mit dem er durch die Provinz tourte, sich über 240 Mal erschoss, und am Ende ziemlich ernüchtert war, als ein Tontechniker vor Ergriffenheit den Schuss-Knall vergaß.

Joachim Meyerhoff, Jahrgang 1967, ist heute einer der ganz Großen. Er spielte an allen wichtigen deutschen Bühnen, seit 2005 ist er am Wiener Burgtheater, war 2007 Schauspieler des Jahres, wurde mit vielen Preisen ausgezeichnet. Nur in München ist er nicht zu sehen, dabei hat er hier seine Ausbildung gemacht. Die schildert er in seinem neuen Roman »Ach, diese Lücke, diese entsetzliche Lücke« – für alle theateraffinen Leser und vor allem für solche, die Münchens Theaterszene um 1990 erlebt haben, eine Fundgrube des wiedererkennenden Entzückens.

Das Buch schließt eine autobiografische Trilogie ab. »Alle Toten fliegen hoch« entwickelte Meyerhoff ab 2007 als sechstägiges Theaterprojekt über seine Familiengeschichte, damit wurde er 2009 zum Berliner Theatertreffen eingeladen. 2011 erschien der erste Teil »Alle Toten fliegen hoch. Amerika« als Buch, 2013 der zweite »Wann wird es endlich wieder so, wie es nie war« (beide KiWi-tb, je 9,99 Euro). Im zweiten (chronologisch ersten) beschreibt er seine Kindheit. Sein Vater leitete eine große Psychiatrie-Anstalt in Schleswig, die Familie wohnte auf dem Gelände, und Meyer-

hoff wuchs als Jüngster von drei Brüdern zwischen den verrückten Patienten auf. »Amerika« schildert sein Austauschjahr als Gastschüler in der US-Kleinstadt Laramie, »Ach, diese Lücke [...]« nun die Jahre 1989 bis 1992 an der Otto-Falckenberg-Schule in München.

Während derer lebt er bei seinen Großeltern in Nymphenburg als langer Turnschuh-schlaks in einem rosafarbenen Mädchenzimmer. Seine Großmutter war bis 1946 eine berühmte Kammerspiele-Schauspielerin und Diva besten alten Stils: Inge Birkmann. Nach einem Autounfall konzentrierte sie sich aufs Fernsehen und pflegte mit ihrem Mann, dem Philosophen Hermann Krings, feste Alltags- und Trinkrituale. Unbestechlich kritisch und dennoch stets liebevoll entdeckt Meyerhoff ihre Welt wie die der Schauspielschule. Seine Porträts der Lehrer und Mitschüler, seine eigenen Zweifel und Versagen (er schont und schönt sich selbst nicht) spiegeln die späten 80er, die häuslichen Divenauftritte der Großmutter eine vergangene Epoche, gesehen voller Bewunderung. Und wer Dieter Dorns »Faust«-Inszenierung noch im Kopf hat, kann die Walpurgisnacht hier aus Statistenperspektive nachfühlen.

Eigentlich bilden die drei Bücher einen klassischen Entwicklungsroman – aber was für einen unterhaltsamen! Meyerhoff ist ein grandioser Erzähler, abundant bis ins letzte Detail, trotzdem bleibt sein staunender Entdeckerblick auf sich und andere so fesselnd, dass man fasziniert immer weiterliest. ||



JOACHIM MEYERHOFF: ACH, DIESE LÜCKE, DIESE ENTSETZLICHE LÜCKE

Kiepenheuer & Witsch, 2015 | 347 Seiten | 21,99 Euro

Anzeige

Münchner Feuilleton | KULTUR · KRITIK · KONTRÖVERSEN |

FÜR NUR 2,99 €

Warte nicht auf bessere Zeiten

LEITKULTUR PFLICHT

Aber bitte für alle!

JETZT AUCH ALS E-PAPER

Im Netz: www.muenchner-feuilleton.de

MF

www.muenchner-feuilleton.de

»Verschwörung wird einfach wahnsinnig gern genommen«

Lässt sich der schwerste Terroranschlag in der Geschichte der BRD heute noch aufklären? Ulrich Chaussy über das Oktoberfest-Attentat, wie bei den ersten Ermittlungen vertuscht wurde und was von ihrer Wiederaufnahme zu erhoffen ist.

Dass die Ermittlungen zum Oktoberfest-Attentat im Dezember 2014 anlässlich neuer Zeugenaussagen wieder aufgenommen wurden, ist extrem ungewöhnlich. Zu verdanken ist es der Hartnäckigkeit des Journalisten Ulrich Chaussy und des Rechtsanwalts Werner Dietrich. 1982 war das Verfahren eingestellt worden, Hinweise auf einen rechtsradikalen Hintergrund sowie mögliche Mittäter oder Hintermänner wurden ignoriert. Gundolf Köhler galt als Einzeltäter.

Herr Chaussy, Sie haben nie daran geglaubt, dass der Attentäter Gundolf Köhler ein Einzeltäter war. 2015 erhielten Sie einen spektakulären neuen Hinweis.

Eine Zeugin berichtete, dass zu Beginn ihrer Tätigkeit als Krankenschwester im Oststadtklinikum Hannover 1980 ein junger Mann eingeliefert wurde, dessen Hand abgerissen war, der Unterarm wurde amputiert. Befremdlich war, dass dieser Mann so stolz in seinem Bett saß und strahlte. Einer ihrer Kollegen meinte damals, die Männer, die ihn besuchten, seien gekleidet wie typische Rechte. Es war der Sohn dieser Zeugin, der mich 2015 angemailt hatte, nachdem er unseren Film »Der blinde Fleck« gesehen hatte.

Dieser Verletzte könnte ein Mittäter gewesen sein, jeder Unbeteiligte wäre ja in München im Krankenhaus gelandet. Wie geht es mit der Aussage weiter?

Was jetzt passiert, ist Sache der Ermittlungsbehörden. Die Frage ist, ob der Zeitpunkt wirklich passt. Die Zeugin arbeitete seit dem 1.9. auf der Station, der Anschlag war am 26. Nur in den unmittelbar folgenden Tagen kann dieser Patient, der ohne Entlassung nach fünf Tagen verschwand, etwas mit dem Oktoberfest-Attentat zu tun gehabt haben. Die Aufbewahrungsfrist der Operationsberichte ist nur 30 Jahre. Man kann also nur hoffen, dass das – in diesem Fall legale – Aktschreddern noch nicht geschehen ist.

Bei den Ermittlungen 1980 bis 82 häuften sich Pannen und Vertuschungen, ähnlich wie jetzt beim NSU-Prozess. Sie haben mit Zeugen gesprochen, die Köhler in Begleitung, sogar im Streit gesehen hatten, deren Aussagen wurden aber ignoriert.

Einen dieser Hinweise bekam ich von einem österreichischen Bankkaufmann, er war damals dienstlich in München. Er berichtete, er habe Gundolf Köhler am Nachmittag des 26. 9. mit zwei weiteren Männern in seinem Auto mit dem Kennzeichen VS-DD 500 gesichtet. Das

hatte er der Polizei gemeldet, wurde aber nie befragt. Diese Information könnte heute, wo DNA-Analysen möglich sind, zu Köhlers Begleitern von damals führen. Im Auto wurden fast 50 Zigarettenkippen mit Speichelanhaftung sichergestellt. Die hat man aber 1980 sofort nach der serologischen Analyse vernichtet.

Zu den möglichen Motiven von Köhler gab es offenbar passende und unpassende Zeugen. Einer seiner Freunde berichtete, Köhler habe davon gesprochen, dass ein Anschlag auf Politiker die bevorstehende Bundestagswahl beeinflussen könne ...

Dieser Zeuge wurde pathologisiert. Er war mal wegen psychischer Probleme in Behandlung und nun hieß es, er könne Selbsterlebtes und Berichtetes aus der Presse nicht unterscheiden.

Der andere Freund sagte, Köhler sei extrem frustriert gewesen, wegen einer unglücklichen Liebe, einer verpatzten Prüfung etc.

Letzterer wurde für die Ermittler zum Hauptzeugen, ohne die Hinzuziehung eines Profilers oder Psychologen, das muss man sich mal vorstellen! Es gab mehrere Gründe, ihm zu misstrauen: Man hatte bei ihm ein BGB gefunden, in dem der Paragraph »Nichtanzeige geplanter Straftaten« unterstrichen war. Er belog die Ermittler wochenlang, behauptete, nicht mit Köhler befreundet gewesen zu sein. Unter Druck lenkte er dann ein – und plötzlich wurde er zum Einzigen überhaupt, der Köhler kannte und verstand. Ab diesem Moment wurde alles, was auf mehrere Täter hinwies, ignoriert.

Damit wurde auch entschieden, nicht weiter in der rechten Szene zu ermitteln, obwohl Köhler Verbindungen zur »Wehrsportgruppe Hoffmann« hatte.

Ja, nicht nur von den bayerischen Ermittlern, sondern auch vom Generalbundesanwalt. Dabei hätte es sogar im Sommer 1981 noch einmal deutlich Anlass gegeben: Da kamen Mitglieder der »Wehrsportgruppe Libanon«, der Nachfolgeorganisation der verbotenen »WSG Hoffmann«, desillusioniert aus einem Trainingscamp ebendort zurück. 1980 hatten sie geschwiegen, jetzt erklärten drei, sie hätten Köhler bei der WSG gesehen. Dass man da nichts unternommen hat, ließ dieses Vakuum entstehen, das jetzt jeder mit seinen Geschichten füllen kann, das tut auch der WSG-Chef Hoffmann ...

... der bis heute behauptet, er sei das eigentliche Opfer des Oktoberfest-Anschlags, es sei nur darum gegangen, ihn zu diskreditieren. Das ist leider eine beliebte Tendenz, auch bei Leuten, die sich mit dem Rechtsextremismus auseinandersetzen: Es ist alles der Staat, der Verfassungsschutz, die Geheimdienste.

Sie spielen auf Wolfgang Schorlau und seinen Krimi »Das München-Komplott« an? Ich sehe einfach mit Verblüffung, dass es diejenigen, die solchen Thesen folgen, plötzlich nicht mehr kümmert, dass man es doch mit einer realen gefährlichen, neonazistischen Bewegung zu tun hat, die sogar Anteile im Untergrund hat. Die brauchen keine Einflüsterung von durchgeknallten Verfassungsschützern, die sind nicht ausschließlich Marionetten. Verschwörung wird einfach wahnsinnig gern genommen.

Kurz vor dem Oktoberfest-Attentat wurde auch ein Anschlag auf den Bahnhof von Bologna verübt. Heute ist erwiesen, dass dahinter Akteure einer Stay-behind-Organisation der NATO steckten, einer Art paramilitärischer Struktur zur Verteidigung gegen den Ostblock. Dort ist das alles recherchiert, ja. Der Anschlag sollte Linken in die Schuhe geschoben werden. Die Staatsanwälte stellten aber fest, dass die rechte Organisation »Nuovo Ordine« verantwortlich war. Der Sprengstoff stammte aus Stay-behind-Depots, Gladio-Depots, Geheimdienstleute hatten ihnen Zugriff verschafft. Das ist alles kriminalistisch bewiesen, der damalige Präsident Andreotti musste die Existenz dieser Struktur zugeben. Laut der Staatsanwälte wurde hier auf eine politische Stimmung reagiert: 27 Prozent wählten in Italien die kommunistische PCI. Die »Strategie der Spannung« war der Versuch, die Bevölkerung durch vorgeblich »linke« Attentate umzustimmen und eine Koalition mit der PCI zu verhindern. Man befürchtete, Italien könne aus der NATO austreten, zum Warschauer Pakt überlaufen. Also hatte die NATO ein Interesse. So. Das ist Italien, kommen wir zu Deutschland.

Wahlkampfzeit war zumindest auch.

Ja, aber was sollte der Anlass sein, für eine Strategie der Spannungen in Deutschland? Welcher Kanzlerkandidat wäre der Garant dafür gewesen, die BRD in einer Koalition mit Kommunisten krachend aus der NATO herauszuberechnen? Franz Josef Strauß? Oder Helmut Schmidt? Beides ganz große NATO-Gegner, gell? Es gab auch hier Spuren, die vom Anschlag zu einem möglichen ehemaligen Stay-behind-Waffendepot führten, ich bin dem nachgegangen, aber ein Zusammenhang ist nicht nachweisbar.

Was ist Ihre These, wie kam es zum Attentat?

Über die Frage »cui bono« spekuliere ich nicht. Den Ablauf kann ich mir nicht anders vorstellen, als dass Köhler aus rechten Kreisen zur Tat angeworben wurde. Das ist ja die Frage, wie löst man sich aus dieser Szene? Man legt nicht einfach einen Kippshalter um. Bei mir mehren sich auch die Zweifel, ob das, was wir als Oktoberfest-Attentat erlebt haben, denn das war, was geplant war. Unterstellen wir mal als richtig, was der diskreditierte Zeuge angegeben hatte: dass Köhler über die Wahlkampfbeeinflussung durch Anschläge auf die erste Garde der Politiker gesprochen habe. Die Prominenz saß nur ein paar 100 Schritte entfernt im Käfer-Zelt, auch ein politischer Mordanschlag wäre leicht möglich gewesen. Es kann sogar sein, dass Köhler erst im letzten Moment begriff, was für eine Höllenmaschine er da bedienen soll. Zeugen haben Streit zwischen Köhler und seinen Begleitern beobachtet. Und wir wissen nicht einmal, ob er selbst die Bombe gezündet hat.

Die Ermittlungen zum Anschlag wurden von höchster Stelle torpediert, das haben Sie recherchiert. Um die Gefahr von rechts herunterzuspielen?

Der damalige Leiter des bayerischen Verfassungsschutzes Hans Langemann hatte am 27. 9. selbst in der NADIS-Datenbank des Verfassungsschutzes entdeckt, dass Köhler 1976 bis circa 1979 an Versammlungen und Übungen der »WSG Hoffmann« teilgenommen hat. Bei der hochkarätigsten, gewaltbereiten, rechtsextremistischen Miliz im ganzen Bundesgebiet! Die Erkenntnisse stammen aus Baden-Württemberg. Vom eigenen Landesamt hatte er null. Er weiß aber, wie durchdrungen mit V-Leuten der Laden ist. Meine Theorie ist, dass Langemann Panik geschoben hat: Wenn in der Szene ermittelt wird, könnte rauskommen:

Der Rundfunkjournalist und Autor Ulrich Chaussy ist bekannt für seine kritischen, hartnäckigen Recherchen. Er lässt sich nie zu Spekulationen hinreißen. Neben Publikationen wie »Die drei Leben des Rudi Dutschke« (Pendo 1983), »Nachbar Hitler« über den Obersalzberg (Ch. Links 1995) und »Es lebe die Freiheit« über die Weiße Rose (Fischer 2013) wurde das Oktoberfest-Attentat zu seinem Lebensthema. Im Juli erhält er den mit 10.000 Euro dotierten Publizistikpreis der Stadt München.

a) dass Hoffmann und seine Leute den Anschlag geplant und die V-Leute nichts mitbekommen haben, b) dass seine V-Leute absichtlich nichts gemeldet haben oder c) dass V-Leute selbst daran beteiligt sind.

Was hat er getan?

Langemann verriet den Namen Gundolf Köhler sofort, trotz Nachrichtensperre des Generalbundesanwalts, an Reporter der Zeitschrift »Quick«, noch bevor das Umfeld des Täters polizeilich befragt wurde. Die Journalisten waren dann der Polizei immer, wie bei Hase und Igel, einen Schritt voraus. Samstagabend ist Köhlers Name in der »Tagesschau«. Jetzt ist auch der letzte Rechtsextremist gewarnt. Auch die Zeugen sind informiert, bevor sie polizeilich befragt werden, das beeinträchtigt die Aussagen. Langemann wusste diese Klaviatur zu bedienen ...

Die Staatsanwaltschaft hat die Ermittlungen 2014 wieder aufgenommen. Wie schätzen Sie denn die Chance ein, den Fall heute noch aufzuklären?

Gering. Ich sage das ganz klar, es wäre mir deutlich lieber gewesen, dass eine externe Behörde, das Bundeskriminalamt etwa, den Auftrag vom Generalbundesanwalt bekommen hätte. Meine Beobachtungen bezüglich des LKA Bayern belegen, dass man sich dort überhaupt nicht genötigt sieht, das Handeln der damaligen Kollegen kritisch zu untersuchen. ||

INTERVIEW: CORNELIA FIEDLER



ULRICH CHAUSSY | OKTOBERFEST. DAS ATTENTAT. WIE DIE VERDRÄNGUNG DES RECHTSTERRORS BEGANN
Aktualisierte und erweiterte Neuauflage
Ch. Links Verlag, 2015 | 320 Seiten | 18 Euro

DAS OKTOBERFEST-ATTENTAT
Multimedia-Dokumentation:
<http://story.br.de/oktoberfest-attentat/>
www.residenztheater.de

LYRIK

ZIKADE

Einst bleibt
von mir nur noch die Stimme.
Du wirst mich in allen
Zimmern suchen,
auf den Treppen, in den langen
Fluren, in den Gärten,
du wirst mich suchen im Keller,
du wirst mich suchen unter den Treppen.
Einst wirst du mich suchen.
Und überall wirst du nur meine Stimme
hören, meine hoch monoton
singende Stimme. Überall wird
sie dich treffen, überall
wird sie dich foppen, in allen
Zimmern, auf den Treppen, in den langen
Fluren, in den Gärten, im Keller,
unter den Treppen. Einst
wirst du mich suchen. Einst
bleibt von mir nur noch die Stimme.

KUNO RAEBER

© 2002 Nagel & Kimche im Carl Hanser Verlag
München | mit freundlicher Genehmigung

AUS: KUNO RAEBER: LYRIK. WERKE. BAND 1

Hg. von Matthias Klein und Christiane Wyrwa
Nagel & Kimche, 2002

Was bleibt, stiften angeblich die Dichter; aber was bleibt von einem Dichter? Seine Stimme, wie dieses Gedicht suggeriert? Sie macht nicht viel her von sich, »hoch monoton« singt sie, nicht recht greifbar, in sich kreisend wie die Struktur dieses Gedichts von 1963, und sie wird »dich foppen«. Aber sie singt; und sie ist immerhin sicher, dass sie gehört und gesucht werden wird, auch wenn weiter nichts mehr übrig ist von der Zikade als ihre Stimme.

Der Schweizer Kuno Raebler (1922–1992), der seit Ende der 50er Jahre vorwiegend in München und Rom gelebt hat, war ein Einsamkeitskünstler, der sich vor allem mit seiner Prosa immer weiter aus dem Mainstream seiner Zeit herausgeschrieben hat: entlaufener Jesuit, in die Homosexualität verzogener Ehemann, promovierter Historiker mit abgebrochener akademischer Laufbahn, in der Gruppe 47 Gescheiterter trotz Freundschaften mit Bachmann und Enzensberger, Bekanntschaften mit Heißenbüttel, Bienek und Uwe Johnson. Seine Texte gelten als schwierig, bilderreich, die Romane manchmal barock überladen (»Alexius unter der Treppe oder Geständnisse einer Katze«, 1973; »Das Ei«, 1981), er bewegt sich frei und selbstverständlich im Überlieferungshaushalt des Christentums und in der antiken Mythologie, auch die Zikade gehört fest zum hellenischen Bestand. Obwohl seine Texte in einer großen siebenbändigen Werkausgabe (Nagel & Kimche/scaneg) gut erschlossen sind, ist Raebler, das »weitgehend unerschlossene Massiv in der deutschen Literatur« (Jürgen Egyptien), vom breiten Publikum erst noch zu entdecken. In der Reihe »Text + Kritik« ist nun ein Band erschienen, der einige Türchen öffnen kann. Das Gedicht »Zikade« ist in gleich zwei Aufsätzen vertreten, über die Lyrik, Romane, Tagebücher, persönliche Begegnungen und auch die Arbeit am Nachlass schreiben neben der Herausgeberin der Werke Raeblers, Christiane Wyrwa, prominente Wissenschaftler und Autoren. ||

SVEN HANUSCHEK

HEINRICH DETERING (HG.): KUNO RAEBER

edition text + kritik, 2016 | 106 Seiten | 24 Euro

Welt von gestern, Welt von heute

»Vor der Morgenröte« ist ein
Bilderreigen über Stefan
Zweig, der aktueller nicht sein
könnte: Was darf, soll, kann
oder muss ein Künstler in
politisch schwierigen Zeiten?

CHRISTIANE PFAU

Ist es des Künstlers Pflicht, sich zum Sprachrohr zu machen? Oder ist es vielmehr die vornehme Zurückhaltung und allein sein Werk, das ihn auszeichnen soll? Diese Fragen stellt Maria Schrader in ihrem Film über den schon in den 30er Jahren weltweit bekannten Schriftsteller Stefan Zweig, der 1934 als Jude vor den Nazis aus Österreich nach London, dann 1940 nach Südamerika floh und nie mehr nach Europa zurückkehrte. Er weigert sich, öffentlich, wie beim PEN-Kongress in Buenos Aires 1936, die Stimme gegen Hitler zu erheben,

KLAUS VON SECKENDORFF

Character driven, not plot driven: Dass er regelmäßig nicht nur die schottischen Krimcharts anführt, verdankt Ian Rankin nicht zuletzt der Konsequenz, mit der er seinen Antihelden John Rebus etabliert hat. Statt von einem Plan fürs Finale auszugehen, ließ der Autor »seine Figur entscheiden«, fragte sich bei jeder Situation: Und nun, was würde John tun? So viel Eigenleben hat Rankin seinem Detective zugestanden, dass er ihn von Band zu Band älter werden ließ – und spätestens in Band 17 unausweichlich auf die Pensionsgrenze von 60 Jahren zusteueren. Stimmig, aber hart für Scharen von Fans weltweit. Am härtesten für Rebus selbst, denn der weiß ohne Job absolut nichts mit sich anzufangen. In »Schlafende Hunde« wurde er 2013 noch einmal reaktiviert – und erneut ins Privatleben entlassen.

Eine zweite Wiederaufstehung will plausibel gerechtfertigt sein. Rankin tut sich in »Das Gesetz des Sterbens« nicht schwer damit. Man braucht Rebus als Berater, weil

Anzeige

Wir verleihen Ihnen
Drucksachen Flügel!

ulenspiegel
print
media
partner

Ulenspiegel Druck GmbH & Co. KG
Birkenstraße 3
82346 Andechs
Tel (0 81 57) 99 75 9 - 0
www.ulenspiegeldruck.de



Josef Hader spielt Stefan Zweig
© X Verleih

weil dies seinem Selbstverständnis als Intellektueller zuwiderläuft: Intellektuell sein heißt, Verständnis aufzubringen für den Gegner, erklärt er einem amerikanischen Journalisten, der Solidarität mit den Opfern des Naziregimes einfordert. Zweig lehnt dies ab: »Aus Hass kann ich nicht schreiben«, erklärt er, ausgerechnet da, wo ihn außer dem amerikanischen Journalisten niemand hört: auf der Männertoilette. Was er seinen Kollegen nicht gönnt, bekommen diese vollmundig vom zweiten anwesenden deutschen Autor, Emil Ludwig (Charly Hübner), zu hören: Dieser wettet so überzeugend wie leidenschaftlich gegen das Regime, das einen Großteil der Anwesenden ins Exil trieb. »Wer keine Heimat hat, hat keine Zukunft!«, ruft Ludwig in die Menge und erklärt, dass die Zukunft von Gedankenfreiheit und Völkerverständigung geprägt sein müsse. Stefan Zweig sitzt auf dem Podium, hört zu, man kann die Zerrissenheit angesichts der zwiespältigen Wahrheiten in und um ihn in seinem Gesicht lesen, und als der Applaus für Emil Ludwig einsetzt, hält er sich die Hände vors Gesicht – angewidert vom Pathos und davon, dass Künstler zu politischen Agitatoren werden. In der Presse hieß es damals, Zweig hätte vor Rührung geweint und deshalb sein Gesicht verdeckt.

Die Disziplin, mit der Hauptdarsteller Josef Hader Zweigs Tragödie fern vom Melodrama vermittelt, ist beeindruckend. Hader spielt den Schriftsteller mit unglaublicher Zartheit, selten schimmert überraschend der Kabarettist mit dem Röntgenblick durch.

Mit ihrem Koautor Jan Schomburg hat Regisseurin und Drehbuch-Verantwortliche Maria Schrader den Stoff in sechs Abschnitten

komponiert. Sie erzählen das große Ganze anhand von Details: am Anfang mit einem hinreißenden Blütenmeer, das schon als Memento mori gelesen werden kann, später das Toilettegespräch beim PEN-Kongress 1936 in Buenos Aires, die Recherchen im Zuckerrohrfeld in Brasilien und die Ohnmacht angesichts der hilferufenden Briefstapel in New York, bis hin zum 60. Geburtstag in Petropolis, wo er drei Monate später gemeinsam mit seiner Frau Lotte dem Leben ein Ende setzt. Dass er einen winselnden Hund zurücklassen würde, den er zum Geburtstag geschenkt bekam, war kein Argument, am Leben zu bleiben.

Der Film lässt keine sentimentale Nähe zu. Man darf annehmen, dass diese Haltung der Figur Stefan Zweigs am meisten entspricht, der Pathos und Kitsch verabscheute, gleichzeitig aber das Unrecht und die Ohnmacht in seiner Heimat intensiv wahrnahm. Schrader wertet nicht. So wie Zweig zwischen den Welten lebte und nie ankam, wird der Zuschauer auf Distanz gehalten. Man beobachtet Zweigs Zerrissenheit und kommt schnell an Grenzen: Ist Stefan Zweig ein Deserteur, wie Thomas Mann es unmittelbar nach dem Selbstmord empfand? »Vor der Morgenröte« ist keine Tageszeit, sondern ein Zustand, den viele Menschen akut erleben, und die Frage lautet unverändert dringlich: Wie unpolitisch soll, muss, darf und will der Künstler unserer Zeit sein? ||

VOR DER MORGENRÖTE

Deutschland/Frankreich/Österreich, 2016 | Regie: Maria Schrader | Mit: Josef Hader, Barbara Sukowa, Aenne Schwarz, Matthias Brandt, Charly Hübner u.a. | 106 Minuten | seit 2. Juni im Kino

Rebus revisited

Im 20. Band mit Englands
erfolgreichstem Detective
gerät Ian Rankin an die
Grenzen seines Konzepts.

Siobhan (mittlerweile Johns Chefin) und Malcolm Fox (ehemals interner Ermittler, ein ganz Korrekter) über ihn am besten an sein Alter Ego, Big Ger Cafferty, herankommen. Der ist nur knapp einer Kugel entgangen, Botschaft inklusive: »ICH WERDE DICH TÖTEN FÜR DAS, WAS DU GETAN HAST.«

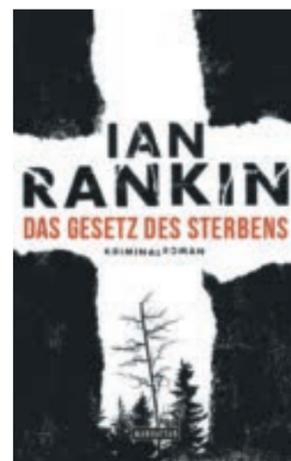
Am ersten von zehn Tagen, auf die Rankin seine 478 Romanseiten verteilt hat, wirft ein weiterer Mordanschlag, diesmal erfolgreich, mit identischer Botschaft die Frage auf: Wo bleibt der Zusammenhang? Bis zur Halbzeit schleppen sich diesbezügliche Ermittlungen etwas zäh dahin. Es scheint um einen Gangsterkrieg zu gehen, bei dem sich Glasgow in die Szene Edinburghs einmischt. Endlos viele Details strapazieren das Interesse an Rankins »Characters«. Zum Problem wird, dass die Weiterentwicklung aller Handelnden von Band zu Band interne Konflikte entschärft und auf Kosten der für Rankin typischen Düsternis geht.

Besagter Big Ger hat sich als Chef von Edinburghs Unterwelt vom Rebus-Gegenspieler zum altersmilden Vertreter vergleichsweise ehrenwerter Prinzipien gewandelt. John und Ger wissen, wie der jeweils andere tickt. Die Erzfeinde der mittleren Rebus-Bände lernen sich als verlässlich zu schätzen. Durchaus plausibel, aber Johns spannende Dr. Jekyll-Seite, die ihm in der einstigen Konfrontation vor Augen geführt wurde, verliert an Brisanz.

Da dem Leser ziemlich egal sein kann, ob sich in schottischen Bandenrivalitäten eher Nachwuchs aus Glasgow oder routinierte Kriminalität à la Edinburgh durchsetzt, wird es höchste

Zeit für spannendere Fragen. Die letzten 200 Seiten können damit aufwarten: Warum fällt als Nächstes ausgerechnet ein Lotteriegewinner der Mordserie zum Opfer? Welche Rolle spielt der zur Privatklinik umfunktionierte Jugendknast? Ist die Polizei in den Mord am Sohn des Chefs der Gang aus Glasgow verstrickt?

Endlich zeichnet sich ein unerwarteter (wenn auch in Krimis häufig strapazierter) Zusammenhang ab, der tief in die Vergangenheit zurückführt, und die könnte finsterner kaum sein. Nun spielt Rankin seine Trümpfe aus, erst routiniert, schlussendlich sogar mit anrührender Sentimentalität. Kurve gerade noch mal gekriegt – und zwar »plot driven«. Fürderhin aber täten John und Ger gut daran, Edinburgh dem Nachwuchs zu überlassen. Von dem lässt sich die Übersetzerin vielleicht seltener zu Betulichkeiten verleiten. Dann muss kein »Ganove« mehr »Leine ziehen«, in der »Spelunke« ein »Glas zum Mund führen«, in »komischen Galoschen« rumlaufen und Asche »abschnicken«. ||



IAN RANKIN | DAS GESETZ DES STERBENS

Aus dem Englischen von Conny Lösch
Manhattan, 2016 | 478 Seiten | 19,99 Euro

US-Autor Peter Nichols über seine Atlantiküberquerungen, Mallorca, Drogenschmuggel, Odysseus' Irrfahrt und seinen neuen Roman.



Peter Nichols | © Adrian Kinloch

Auf hoher See kennt sich Peter Nichols aus. Der 65-jährige US-Autor überquerte drei Mal allein mit einem Segelboot den Atlantik und arbeitete mehrere Jahre als Kapitän. Als Kind verbrachte er seine Sommerurlaube auf Mallorca. Seine Erlebnisse auf dem Meer hat Nichols bereits in fünf Büchern verarbeitet. Er schrieb außerdem Drehbücher und unterrichtete Kreatives Schreiben an der Georgetown University Washington, der New York University in Paris und an der Antioch University Los Angeles. Nichols lebt zurzeit in Paris.

Was haben Sie auf dem Meer gelernt?

Alles! Nicht einmal auf fünf verschiedenen Universitäten hätte man mir so viel beibringen können. Als junger Mann alleine in 57 Tagen über den Atlantik zu segeln, war die wichtigste und lehrreichste Erfahrung meines Lebens. Das Meer hat mich total positiv verändert.

Inwiefern?

Ich wurde geduldiger und traute mir mehr zu. Ich lernte zu improvisieren und mit dem Alleinsein zurechtzukommen. In New York, London oder Paris habe ich mich oft einsam gefühlt, auf meinem kleinen, acht Meter langen Boot jedoch nie. Es hat mir gut getan, selbst für alles verantwortlich zu sein und auf See keine Ablenkungsmöglichkeiten zu haben. Eine der wichtigsten Erkenntnisse war auch zu merken, wie wenig ich zum Leben brauche, räumlich und materiell.

Sehen Sie Parallelen zwischen einer Seereise und dem Schreiben eines Romans?

Sehr viele sogar: Segeln und Schreiben sind unglaublich langsame Prozesse. Man kommt nur schrittweise voran und man kann verrückt werden, wenn man daran denkt, wie viel Arbeit noch vor einem liegt. Beim Segeln zählen die erreichten Kilometer, beim Schreiben die Worte oder Seiten. Blickt man nach vorne, wird einem schwindlig. Blickt man am Ende eines Tages jedoch zurück, kann man stolz sehen, was man bereits erreicht hat. Jede Etappe zählt, und am nächsten Tag setzt man seine Arbeit fort. Das Durchhalten ist die Lösung. Ich bin bei jedem neuen Buch wieder total verängstigt, unsicher und enttäuscht.



PETER NICHOLS | DIE SOMMER MIT LULU

Aus dem Englischen von Dorothee Merkel
Klett-Cotta, 2016 | 507 Seiten | 22,95 Euro

Mitten im Schreibprozess fehlt mir oft jegliches Selbstbewusstsein und ich werde ungeduldig. Doch das Segeln hat mich gelehrt: Du kommst trotzdem an, irgendwann.

Ihr neuer Roman »Die Sommer mit Lulu« spielt auf Mallorca.

Im Alter von 12 bis 17 Jahren verbrachte ich dort jeden Sommerurlaub, und es war fantastisch! Mallorca bedeutete für mich ein Leben in Freiheit, in Farbe, weil ich den Rest des Jahres auf ein Jungeninternat in England gehen musste, das sich wie ein Gefängnis anfühlte. Auf Mallorca fuhr ich ohne Helm und Führerschein Motorrad, trank mein erstes Bier, küsste zum ersten Mal ein Mädchen, hatte meinen ersten Sex. Ähnliches passiert meinen Protagonisten im Buch.

Ihre Hauptfigur Lulu leitet ein kleines Strandhotel. Dort feiert sie mit Freunden und trifft ihre über Europa verstreute Familie. Existiert dieses Hotel wirklich?

Meine Eltern waren tatsächlich in den 1960ern im »Hotel Villa Los Roques« Stammgäste, und ich habe später dort als Barkeeper gearbeitet. In Wirklichkeit heißt die familiengeführte Anlage »The Sea Club« und liegt in Cala Ratjada im Nordosten. Für mich ist es der Ort, an dem alle Fäden meines Romans zusammenlaufen.

Im ersten Kapitel stürzen Lulu und ihr Exmann Gerald nach einem Streit von einer Klippe vor diesem Hotel, beide sind über 80 Jahre alt.

Die Klippenszene hatte ich schon viele Jahre im Kopf. Mir war aber nie klar, was ich daraus machen könnte. Ich wusste nur, dass sich Lulu und Gerald 50 Jahre nicht gesehen hatten und ein dunkles Ereignis über ihrer längst geschiedenen Ehe lag. Irgendwann entschied ich mich dafür, in mehreren Zeitebenen die Hintergründe zu erzählen.

Ihre Figur Gerald ist ein Segler, der auf den Spuren von Odysseus von Troja nach Ithaka fährt. Haben Sie diese Reise selbst gemacht?

Ich bin zwar viel auf dem Mittelmeer gesegelt, vor Sizilien, Griechenland und in Tunesien. Aber nicht diese spezielle Route. Mir gefiel allerdings die Idee dahinter, denn Odysseus braucht zehn Jahre, obwohl die Strecke in zehn Tagen zu bewältigen wäre. So ist auch unser Leben: Etwas passiert, und wir kommen ab vom Ziel, brauchen länger, erleben etwas Ungeplantes. Ich befand mich auch oft auf Irrfahrt wie Odysseus – mit viel Chaos, aber auch viel Spaß.

Wann haben Sie Homers »Odyssee« zuerst gelesen?

Das war auf meinem Boot bei der ersten Atlantiküberquerung. Ich hatte keine Elektrizität, keinen Fernseher. Also hörte ich Kurzwellenradio und las viel. Ich habe in den fünf Jahren, die ich auf See war, unglaublich viel gelesen. Vor allem Bücher, die mit dem Segeln zu tun haben.

»Auf dem Meer lernte ich alles«

Wie sind Sie eigentlich zum Segeln gekommen?

Ich war etwa 20, als ich mit einem Freund auf die grandiose Idee kam, in Marokko gekauftes Haschisch in die USA zu schmuggeln. Auf einem Segelboot! Ich kannte Leute in Amerika, die es uns abnehmen wollten, und wir besorgten das Hasch problemlos. Doch kurz vor der Reise wurde ich krank. Mein Freund

nahm einen anderen Kumpel mit, und die beiden mussten ihre Reise wegen Problemen auf See frühzeitig abbrechen. Es war also ganz gut, dass ich nicht mitkonnte. Ein paar Jahre später versuchte ich es dann auf eigene Faust, allerdings ohne Haschisch. ||

INTERVIEW: GÜNTER KEIL

Anzeige

150 JAHRE
GÄRTNER
PLATZ
THEATER

VIKTORIA UND IHR HUSAR

OPERETTE

VON

PAUL ABRAHAM

PRINZREGENTENTHEATER

16. BIS 25. JUNI 2016

KARTEN 089 21 85 19 60

www.gaertnerplatztheater.de

Sa, 4.6.

HÖRFUNK | FREIES THEATER IN FREIMANN. JOCHEN SCHÖLCH UND DAS METROPOLTHEATER

Bayerischer Rundfunk | Bayern 2 | Bayerisches Feuilleton | 8.05 bis 9.00 | Wiederholung: 5.6., 20.05 bis 21.00 | von Christoph Krix und Hermann Scherm

Freimann liegt am nördlichen Stadtrand von München und ist wahrlich kein Magnet für Kulturinteressierte. 1998 ändert sich das: Eine Gruppe von Theaterleuten übernimmt ein ehemaliges Kino, um dort eine Spielstätte für anspruchsvolles Erzähltheater zu schaffen. Der Durchbruch kommt gleich mit der ersten Inszenierung – das Musical »The Black Rider« von Tom Waits wird von Publikum und Presse gefeiert. Mit seinem Team ist es dem Metropol-Leiter Jochen Schölch in inzwischen fast 20 Jahren gelungen, gegen alle Widrigkeiten einen wundersamen Ort zu etablieren, der nicht nur Münchner Theatergänger, sondern auch Zuschauer aus dem Umland anzieht. 2015 als bestes Off-Theater im deutschsprachigen Raum ausgezeichnet, steht das Metropoltheater für eine Erfolgsgeschichte, die jeden staunen lässt.

Di, 7.6.

MUSIK | ORCHESTER JAKOBSPLATZ: »JEFTAHS OPFER«

Allerheiligen-Hofkirche | 20.00 | Residenz München | www.o-j-m.de | Tickets: Abendkasse, www.muenchenticket.de

Gelübde können böse Folgen haben: Jephth soll sein Volk von den Besatzern befreien und zum Oberhaupt aufsteigen. Er gelobt, im Falle des Sieges seinem Gott das zu opfern, was ihm als Erstes aus seinem Haus entgegentritt – da ahnt er noch nicht, dass dies seine Tochter sein wird. Das Orchester Jakobsplatz und das Opernstudio der Bayerischen Staatsoper betrachten den vielschichtigen Begriff des Opfers aus historischen und modernen Perspektiven. Musikalisch lebt der Abend vom Kontrast: Auszüge aus Georg Friedrich Händels dramatischem Oratorium »Jephtha«, komponiert 1751, stehen neben dem modernen, atonalen Blick Mordecai Seters auf die alttestamentarische Erzählung. Seter zählt in Israel zu den bedeutendsten Komponisten. 2016 wäre er 100 Jahre alt geworden. In Deutschland ist er noch weitgehend unbekannt. Musikalische Leitung: Daniel Grossmann. Sprecherin: Brigitte Hobmeier.

Do, 9.6.

VORTRAG | EVA HORN: »ZUKUNFT ALS KATASTROPHE«

Bayerische Akademie der Schönen Künste 19.00 | Max-Joseph-Platz 3 | Eintritt frei | begrenzte Platzzahl | www.badsk.de

Kino, Literatur und politische Rhetorik sind voll von Katastrophen-Szenarien. Was sagt dies über unser gegenwärtiges Verhältnis zur Zukunft aus? Eva Horn, Professorin für Neuere Deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Universität Wien, fragt nach den Besonderheiten unserer aktuellen Katastrophenerwartung und danach, welche Funktion sie in unserer Kultur hat. Erlaubt die Vorstellung kommender Desaster eine passive Haltung, die sich darauf ausruht, dass es dann doch nicht so schlimm kommen wird wie im Kino? Oder kann sie dazu dienen, die Dringlichkeit eines Kurswechsels vor Augen zu stellen?

Do, 9.6. bis So, 12.6.

THEATER | 10. TREFFEN BAYERISCHER THEATERJUGENDCLUBS

Marshall, Cuvilliestheater + Kammer 3 | Tickets und Informationen: www.residenztheater.de/theaterjugendclub-festival

Das JUNGE RESI ist heuer Gastgeber des Treffens bayerischer Theaterjugendclubs, das dieses Jahr seinen 10. Geburtstag feiert. 14 Theaterjugendclubs aus ganz Bayern zeigen im Cuvilliestheater, im Marshall sowie in der Kammer 3 der Münchner Kammerspiele ihre aktuellen Inszenierungen. Wer wissen will, was die Theatermenschen der Zukunft umtreibt, wie sie sich mit ihrem Umfeld auseinandersetzen und dabei Möglichkeiten einer gemeinsamen Zukunft erproben, sollte sich hier unbedingt umsehen. Es gibt Inszenierungen angesagter Autoren und frei entwickelte Formate zu entdecken. Im Festivalzentrum am Marshallplatz kann man außerdem bei morgendlichen Warm-ups mitmachen, bei Abschlussshow und Preisverleihung dabei sein oder einfach nur tanzen.

Fr, 10.6.

TAGUNG | »DISTANZ UND NÄHE ZUGLEICH? KATHOLIKEN IM NATIONALSOZIALISMUS«

NS-Dokumentationszentrum / Auditorium 14.00 bis 19.00 | Briener Str. 34 | Anmeldung: www.ns-dokuzentrummuenchen.de

Die neueren Forschungen zum Verhältnis von Katholizismus und Nationalsozialismus zeigen, dass die Alternative »Anpassung oder Widerstand« nicht den Kern des Problems trifft. Die Tagung nimmt das Verhalten der Theologieprofessoren in den Blick, befasst sich exemplarisch mit der Gestalt des Kardinals Faulhaber und beleuchtet die Deutungskämpfe in der Geschichtserinnerung nach 1945. Moderation: Prof. Dr. Friedrich W. Graf.

Fr, 10.6. und Sa, 11.6.

LESUNG | »DUELLE MIT SPIEGEL-BILDERN VON MÜNCHEN BIS FUKUSHIMA«

buch.laden | 20.00 | Lothringer Str. 17 | Tickets: Abendkasse

Zum bookuck!-Tag der Münchner Buchhandlungen laden buch.laden-Chefin Bettina Rötzer und die Lyrikerin Sarah Ines Struck zu literarisch-visuell-performativen Reisen von München bis nach Fukushima ein. Die Protagonistinnen sind die Erzählerin Mercedes Lauenstein und die Papierkünstlerin Katrin Hering. Zwischen Zeitgeist, Nächten und Postkarten erzählen sie von Menschen, die nachts erst richtig zu leben beginnen, wenn draußen alles still und dunkel ist. Katrin Hering kreierte aus alten Postkarten Neues und berichtet von Momenten des »heute so und morgen vielleicht anders«.

Sa, 11.6.

MUSIK | LAUT YODELN MIT CHRISTIAN ZEHNDER, NATUR PUR U. A.

Allerheiligen-Hofkirche | 20.00 | Residenz München | Tickets: www.muenchenticket.de

Die »merkwürdig gepressten, schaurig klagenden Schreie«, die die Schweizer Jodelgruppe »Natur Pur« ausstößt, klingen in der Allerheiligen-Hofkirche sicher ganz besonders beeindruckend, ebenso wie die Vokalartistik des Obertonkünstlers Christian Zehnder. Dass in der Kirche gejodelt wird, liegt nahe, denn, wie Zehnder sagt: »Das Jodeln führt direkt hinein in schamanistische Techniken, und da besteht dann zwischen einem Jodel aus dem Muotathal und den Rufen der Pygmäen im afrikanischen Regenwald kein großer Unterschied.« Die Brücke zwischen Heimatklängen und Zukunftsmusik schlagen die Münchner Monika Drasch/Maria Reiter & Friends und das Duo Windbone zusammen mit dem Hornquartett der Münchner Philharmoniker.

Di, 14.6.

MUSIK | JAZZ+: BOUNCE

Seidvilla | 20.00 | Nikolaiplatz 1a | www.jazz-plus.de www.bouncemusic.net

Improvisation, Interplay und Expressivität zeichnen Bounce – Jonathan Maag (sax), Julian Hesse (trumpet), Andrey A. Tatarinets (b) und Domi Chansorn (dr) – aus. Der Bandkosmos reicht von Avantgarde, Rockelementen und Free Jazz bis in die Zonen von melodischem Pop und verschatteten Dubsteps. Was die vier zusammenhält, ist ihr Spaß am Aufeinanderprallen, am Stürzen und am Abfedern.

Mi, 15.6.

LESEPERFORMANCE | PETER BÄHR: »GOLDENE ÄPFEL WACHSEN NICHT AM WEGESRAND ODER DIE TORHEIT DES LÄUFERS«

Mohr-Villa | 19.30 | Situlstr. 75 | Tickets: Abendkasse | www.mohr-villa.de

Peter Bähr nennt die Uraufführung seiner »Tragik in sieben Kapiteln« eine – Achtung: »literarisch-skulpturale und off-konzeptionelle Solo-Performance, akustisch-visuell, kontrapunktisch & intermedial, mit eigener Podestserie, Licht und Ton etc.«. Es geht darum, was wilde Schweine an der Isar kommunizieren, um die bundesrepublikanischen Fünzfziger, um all das, was Bähr, Urgestein der Off-Szene (die in den 70er und 80er Jahren ja tatsächlich existierte), angehäuft hat an Sinn und Unsinn. Er fragt: »Früher war alles besser?« Und zitiert aus einer BR-Sendung von 1999: »Bei unserer Lebensweise ist es sehr angenehm, lange im Voraus zu einer Party eingeladen zu werden.«

Mi, 15.6.

THEATER | THÉÂTRE ÉLÉMEC: »THÉ À LA MENTHE OU T'ES CITRON?«

Teamtheater Tankstelle | 20.00 | Am Einlaß 2a weitere Vorstellungen bis 2.7., jeweils Mi bis Sa, 20 Uhr | in französischer Sprache | Reservierung: elemec@gmx.de | www.teamtheater.de

Eine Schauspieltruppe probt eine typische Boulevardkomödie. Der betrogene Ehemann, der Liebhaber im Schrank und eine Reihe bewährter Theater-Misverständnisse sind die Zutaten, aus denen der Abend zusammengestellt werden soll. Doch zeigt sich schon bald, dass die Beteiligten an der Inszenierung nicht nur mit dem Stück, sondern auch mit sich selbst zu kämpfen haben. Die entscheidungsschwache Regisseurin, die mittelmäßige Schauspielerin und der unbegabte Hauptdarsteller hangeln sich von einer Katastrophe zur nächsten, bis die Masken endlich fallen. Das Théâtre ÉLÉMEC spielt das Stück von Danielle Navarro und Patrick Haudecoeur in der Inszenierung von Bernard Louvion.

Do, 16.6.

VORTRAG | »IM BAD WÖLL WIR RECHT FRÖHLICH SEIN« – FÜRSTLICHES FEIERN

St. Bonifaz | 19.30 | Karlstr. 34 | Reservierung: anmeldung@hisonauten.de | Tickets: Abendkasse

Man muss die Feste feiern, wie sie fallen, das wussten schon die bayerischen Fürsten vor 450 Jahren. In der Reihe »Bayern in der Renaissance« berichtet der Kulturhistoriker Klaus Reichold heute von Feuerwerken, pompösen Aufzügen, einem gewaltigen Jesuitendrama unter freiem Himmel, begleitet von der virtuosen Musik der Hofkapelle unter dem legendären Dirigenten Orlando di Lasso, und natürlich von der Münchner Fürstenhochzeit des Jahres 1568, die die Sinnenfreude jener Tage illustriert. Im »klassischen Zeitalter des Fressens und des Saufens« (Egon Friedell) galt das Motto »Ich meid und hass jed's leere Fass«. Manchmal ging das auch nicht so gut aus: Bei einem Schauturnier brach sich der Ritter Contz von Hirham, »dem gott gnädig sei«, den Hals.

Do, 16.6.

MUSIKTHEATER | JACQUES OFFENBACH: »DIE SCHÖNE HELENA«

Pasinger Fabrik Wagenhalle | 19.30 | August-Exer-Str. 1 | weitere Vorstellungen bis 14.8. | Tickets und Informationen: www.pasinger-fabrik.com

Der Prinz von Troja raubt die schöne Helena aus den Armen ihres Gatten Menelaus, woraufhin Griechenlands Helden-Elite den Trojanischen Krieg anzettelt. Musste das wirklich sein? Nach »La Bohème«, »Rusalka« und »La Traviata« ist es nun an der Zeit, die Leichtigkeit der Operette zu feiern: Das kleinste Opernhaus weit und breit spielt »Die schöne Helena« von Jacques Offenbach, Regie führt Marcus Everding, der für seine Inszenierung auch neue deutsche Texte schrieb. Andreas Pascal Heinzmann feiert mit dieser Produktion sein 10. Jubiläum als musikalischer Leiter von Münchens kleinstem Opernhaus.

Fr, 17.6.

THEATER | THEATER TUT WEH: »SINNSPAGAT«

Mucca Halle | 20.00 | Schwere-Reiter-Str. 2 auch 18./19.6. und 22./23.6. / Tickets: Abendkasse https://theatertutweh.org

Die Theatergruppe THEATER TUT WEH präsentiert ihr neues Stück »Sinnspagat«. Unter der Leitung von Jan Struckmeier und inspiriert von Falco, Heinz Helle, Ulrich Seidl u. a. fragen 17 Darsteller: Warum stehe ich morgens auf? Woran glaube ich? Was gibt mir Sinn? Die Mucca Halle, in der früher Lkws repariert wurden, wird in eine Kirche verwandelt. Welchen Sinn hat Gemeinschaft? Denken 20 Hirne mehr als eins?

Mi, 22.6.

MUSIK | ACCADEMIA DI MONACO: »ARIEN FÜR NANCY STORACE – PORTRÄT EINER MOZART-SÄNGERIN«

Bürgerhaus Pullach | 20.00 | Heilmannstr. 2, 82049 Pullach | Tickets: www.pullach.de/buergerhaus | www.accademiadimonaco.de

Die Accademia di Monaco, spezialisiert auf das Spiel auf historischen Instrumenten, präsentiert einen musikalisch-literarischen Abend über die englische Sängerin Nancy Storace, für die W. A.

Mozart die Figur der Susanna in »Figaros Hochzeit« schrieb und die die Rolle auch erstmals sang. Sie galt als musikalisches Wunderkind und inspirierte neben Mozart auch Haydn und Salieri. Unter der Leitung von Konzertmeisterin Mary Utiger (Hochschule für Musik und Theater München) und Joachim Tschiedel (Bayerische Theaterakademie) musizieren Studierende und Absolventen des Studios für historische Aufführungspraxis der Hochschule gemeinsam mit Profi-Gästen. Das Orchester ist in seiner Ausrichtung einzigartig in Deutschland. Mit innovativen Programmen wird die Musik des Barock und der Klassik in neuen Zusammenhängen betrachtet.

Mi, 29.6. bis So, 24.7.

TOLLWOOD SOMMERFESTIVAL 2016

Olympiapark Süd | Tickets: 0700 38 38 50 24 www.tollwood.de

»Dein blaues Wunder« – das kann man erleben, wenn man sich ins diesjährige Sommerprogramm des Tollwood-Festivals stürzt. Musiker wie Element of Crime, Melody Gardot und Jesper Munk, Figurentheater und Cirque Nouveau voller fantastischer Geschichten locken die Münchner bei jedem Wetter in den Olympiapark. Die australischen Bunk Puppets machen mit »Sticks, Stones, Broken Bones« Objekttheater für die ganze Familie. Gravity & Other Myths, ebenfalls aus Australien, sorgen mit »A Simple Space« und aberwitziger Akrobatik für japsende Zuschauer, und nicht entgehen lassen sollte man sich »Face Nord« der französischen Company Un Loup pour l'Homme: Sind es Boxer, die die Grenzen ihrer Körper ausloten, oder doch eher Bergsteiger beim Erklimmen der Nordwand? Vier Männer tanzen auf dem schmalen Grat zwischen Nähe und Fremdheit, zwischen Loyalität und Konkurrenz.

bis So, 3.7.

THEATER | ARIANE MNOUCHKINE: »DIE LETZTE KARAWANSEREI«

Metropoltheater | Floriansmühlstr. 5 | Informationen und Tickets: www.metropoltheater.com

»Lieber ertrinke ich in diesem Wasser als in meinen Tränen!«, heißt es programmatisch in der »Letzten Karawanserei«. Die Regisseurin Ariane Mnouchkine hat in den Jahren 2001 bis 2003 über 400 Interviews mit Flüchtlingen und Asylsuchenden überall auf der Welt geführt. Daraus ist dieses Mammutprojekt entstanden, als allgemeingültiges, zeitloses Kaleidoskop der menschlichen Entwürdigung, das vereinzelt aber auch Momente der Hoffnung und Humanität durchscheinen lässt. Regie: Jochen Schölch.

Mi, 6.7. bis So, 10.7.

FILM | 9. MUSIKFILMTAGE OBERAUDORF

Informationen und Tickets: www.musikfilmtage-oberaudorf.de

Wer nach dem Filmfest in München noch schauen kann, der fährt ins idyllische Oberaudorf, das fünf Tage lang wieder ganz im Zeichen von Dokumentar- und Spielfilmen rund um das Thema Musik steht, von Blasmusik über Bluesklänge bis zur Bachkantate. Zu sehen sind rund 20 Filme, darunter das dokumentarische Porträt »Janis – Little Girl Blue« von Amy Berg und »For my Sisters« von Stephanus Dolmanig, der eine afroamerikanische Sängerin in Wien auf ihrer Reise zu den Ursprüngen des Jazz und Blues begleitet hat. Gezeigt werden die Filme im Kursaal, in warmen Sommernächten im Kurpark und als Matineen in der feierlichen Atmosphäre des Klosters Reisach. Ein neuer Spielort ist das Gasthaus Brunnstein an der Grenze zu Tirol.

Do, 8.7. und Fr, 9.7.

MUSIK | HELGA POGATSCHAR: »SCHACHABEND«

Schwere Reiter | 20.00 | Dachauer Str. 114 www.schwerereitermusik.de

Eine »Kriminal-Oper für Stimme und Bläserquintett« nach Christoph Buggerts Text »Erosion des Rechts von oben« hat die Komponistin Helga Pogatschar entworfen, inspiriert von den unzähligen Paradebeispielen von Doppelmoral, die uns tagtäglich begegnen. Wie das klingt? Bestimmt nicht langweilig. Salome Kammer spricht und singt, und das Quintett spielt Flöte (David Simon), Oboe (Cvetomir Velkov), Klarinette (Slava Cernavca), Horn (Carlos Duque) und Fagott (Teimuraz Bukhnikashvili).